Johann Georg I. von Sachsen.

Historischer Roman

von

Franz Carion.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1865.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

In der That ist es eine unzulässige Zärtlichkeit für das Gedächtniß gestorbener Fürsten, wenn man Bedenken trägt, ihre Geschichte mit aller möglichen Wahrheit und Evidenz bekannt werden zu lassen. Gewiß, es werden dabei auch Mängel und Menschlichkeiten zum Vorschein kommen, aber sollte man das fürchten müssen?

Aus Ranke's „Historisch-politischer Zeitschrift".

Am rechten Elbufer, ungefähr ein Stündchen unterhalb der sächsischen Haupt- und Residenzstadt Dresden, beginnt ein Zug niederer Höhen, welche gleich einer Mauer dem vielleicht eine halbe Stunde entfernt davon seine ruhigen Wellen abwärts führenden Elbstrome zuweilen näher an ihn heran-, zuweilen wieder etwas mehr von ihm zurücktretend, bis über zwei Stunden unterhalb Meißen das Geleite geben, während am andern Ufer in gleicher Entfernung von der Residenz nach Meißen zu allmälig die anfänglich weit zurückstehenden Thalhöhen sich zu einer Bergwand aufthürmen, die ziemlich dicht bis an den Strom heranrückt und demselben die Richtschnur seines Laufes gibt, bis die alte Albrechtsburg zu Meißen, ein Denkmal verklungener Zeiten, diese Berglinie abschließt.

Es ist ein schönes Stück Erde, welches auf der fünfstündigen Strecke von Dresden nach der im Triebitschthale tief versteckten uralten Meißnerstadt dem Wanderer die mannichfaltigsten Abwechselungen landschaftlicher Reize zur Schau bietet. Das Bild, welches sich hier entfaltet, trägt den Typus der Idylle. Frühling, Sommer und Herbst legen hier ihre Kleinodien aus, und der reichste Farbenschmelz vom lichtesten Maigrün bis zur dunkelsten Baumnacht, der üppigste Blütenschatz bis zur Ueberfülle des lockendsten Obstsegens, saftgrüne Saatfelder und goldwogende Aehrenfelder wechseln hier im Verlaufe der Jahreszeiten, und während die Berghöhen des linken Elbufers mit wenig Ausnahmen den Charakter waldbestandener Berge tragen, prangen die des rechten Stromufers als prächtige Weingelände, geschmückt mit hübschen Landhäusern.

Auch die trübste Menschenseele entgeht dem sänftigenden, wohlthuenden Eindrucke nicht, der von dieser reizenden Landschaft ausgeht, durch welche die Elbe im Sonnen- oder im Mondlichte bald als goldglitzerndes, bald als silbern schillerndes Band sich hinwindet. Es ist der Sieg des Friedens, der hier als immerwährender Segen dieser prächtigen Natur in unverlöschlichen Zügen eingeprägt ist.

Diese zauberische Schönheit ist nicht erst von der

jetzigen Generation erkannt worden, sie wird von ihr nur mehr und mehr ausgebeutet. Zu jener Zeit, in welche die Ereignisse unserer Erzählung fallen, war der Weinbau am rechten Ufer schon ziemlich weit vorgeschritten. Johann Georg I. erwies sich als mächtiger Förderer desselben und sein Beispiel eiferte die Berglandbesitzer ganz besonders an, auf ihrem Grund und Boden die Weincultur zu pflegen. In der kaum zwei Stündchen von Dresden befindlichen Lößnitz, wo die Höhen eine halbe Stunde vom Elbstrome eine mit demselben fast parallel laufende Wand bilden, regierte er als Bergherr, denn er befand sich im eigenthümlichen Besitze eines der bedeutendsten, umfangreichsten Weingelände, an dessen Fuße ein Schlößchen mit Thurm und andern weitläufigen Gebäuden sich erhob, theils zur Aufnahme der kurfürstlichen Familie, theils zu den nöthigen Arbeiten bestimmt, die der Weinlese folgen, um den Traubensaft zu gewinnen. Heutzutage noch erinnert die mehrere hundert Zuschauer fassende Gallerie im Preßhause der Hof-Lößnitz, wie dieser Theil der Lößnitz bezeichnend genannt wurde und noch wird, an die lustigen Bacchusfeste und Tänze, welche hier zur Zeit der Weinlese gehalten wurden.

Der Kurfürst und sein „Rebenvater“, Paul Knohll, berühmt als erster sächsischer Winzer, waren unter den Bewohnern allbekannte Personen, und wenn die

Weinlesezeit herannahte, die wohlgepflegten Trauben der lesenden Hände warteten, um ihren köstlichen Saft für Presse und Kelter zu spenden, da sah man sie schon tagelang vorher beschäftigt mit festlichen Anordnungen; dann aber, wenn der Tag gekommen war, wo die Weinlese begann, zog der Hof und alle, die zu ihm gehörten, hinaus und große Schaaren Dresdener folgten dem Beispiele zu Wagen, zu Roß und zu Fuß. War das Wetter günstig, so gewann die Gegend das Ansehen eines ungeheuren Jahrmarktsplatzes, wo Jeder seine Lust zu finden erwartete. Die umliegenden Weinberge hallten dann wieder vom Jauchzen fröhlicher Menschen und lustigen Singweisen, von Musik und vom Krachen der Petarden oder französischer Schläge, das weithin donnernd an den Bergen sich verlief.

Von einem der schönsten Octobertage begünstigt, hatte das Fest mit einem Umzuge des Hofes in einem Theile des gerade vor dem Schlößchen gelegenen Weinbergs begonnen und zwar unter Vorantritt des Rebenvaters Paul Knohll, der einen langen vergoldeten Stab, an dem sich Weinblätter emporrankten und von dessen Spitze ein Bündel weißer und blauer Trauben herabhing, hoch in der Rechten trug. Die Hoftrompeter, hinter ihm herschreitend, bliesen einen die Füße leicht machenden Marsch, und in einer kleinen Entfernung hinter ihnen

kam der Kurfürst mit seiner Gemahlin, dann der jugendliche Kurprinz, seine Schwester, Prinzeß Magdalene Sibylle, führend, und seine drei jüngern Brüder, August, Christian und Moritz. Bei solcher fröhlichen Gelegenheit fehlte Niemand vom Hofe, und außer den kurfürstlichen Geheimräthen und andern hohen Staatsbeamten war selbst der Oberhofprediger Dr. Hoë mit seiner Familie und den beiden Hofpredigern zugegen.

Des Kurfürsten Gesicht strahlte vor Vergnügen; er war mit voller Seele ein heiterer Privatmann, der keinen Anlaß vorübergehen ließ, wenn es galt, sich und Andern Freude zu bereiten. Die fröhlichen Gesichter, die er heute sah, hoben seine gemüthliche Stimmung bedeutend, und als der Zug in das Schlößchen zurückgekehrt war, wendete er sich zu Dr. Hoë mit den Worten:

„Da hat uns der Herrgott heute einen ganz absonderlich schönen Tag gegeben, daß wir uns in dieser Zeit des Wirrsals erfreuen und unsern Muth für alles Schlimme, was da noch kommen kann, stärken sollen."

„So ist es", nahm Dr. Hoë das Wort. „Immer dar erfüllet sich des Psalmisten Rede von der Prüfung und dem Segen des Frommen an Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht: „Du wirst ihn lassen eine kleine Weile von Gott verlassen sein; aber mit Ehre und Schmuck wirst Du ihn krönen." Ist der heutige Lusttag nicht eine Ehre

für Ew. Durchlaucht und ist Ew. Durchlaucht Freude nicht ein Schmuck für das heitere Fest der Weinlese?"

„Hochehrwürden, es will mir scheinen, daß Seine Anwendung von den Worten des Psalmisten doch für meine Person ein klein wenig zu viel sei. Wo möchte ich denn hin vor Stolz und Eitelkeit, wenn ich mir sagen müßte, daß all mein Thun ein so fehlerfreies und immerdar dem Herrn angenehmes sei!"

Dr. Hoë war nicht der Mann, der sich so leicht werfen ließ, wenn er einmal im Sinne hatte, etwas durchzuführen. Mit ungemeiner Salbung citirte er des Psalmisten Lob dessen, „der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen. Er ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das geräth wohl." Dann redete er weiter: „Worin bestand denn des königlichen Sängers Verdienst vor dem Herrn? In wahrer Herzensfrömmigkeit, in unerschütterlichem Vertrauen auf des Herrn Beistand, der im Kleinen Großes wirkt. Und wie belohnte der Herr diese erhabenen Tugenden? Daß er den armen Hirtenknaben, dessen einzige Waffe eine Steinschleuder war und ein Stab, damit sein Volk erretten ließ vom Joche der Philister und ihn zum König machte, der durch Weisheit und Kraft Israel frei machte von allen seinen Feinden. Und darum

ist es keine leere Schmeichelei, wenn ich Ew. Kurfürstliche Durchlaucht den sächsischen David nenne, welcher auf dem guten Wege des Heils wandelt und ein starker Hort und eine feste Stütze ist für die protestantischen Völker und sie erretten wird von den Netzen, die die Feinde ihnen legen."

Der gutmüthige Kurfürst schien von der Ehre, mit dem sein Oberhofprediger ihn überhäufte, so erschrocken, daß er anfänglich kaum des Wortes mächtig war; aber die Unterwürfigkeit, welche er vor jedem Geistlichen hegte, die ihn so sehr beherrschte, daß er einst, als der Oberhofprediger zu ihm ins Zimmer trat und ein Mann, der wegen ungebührlicher Ueberhebung der Geistlichkeit bei ihm, dem Landesherrn, eine Klage vorgebracht hatte, sich daraus entfernte, in die Worte ausbrach: „Der Mann will Unglück haben, denn er klagt gegen die Diener des Herrn", erlaubte ihm nicht, diese geistliche Schmeichelei entschieden zurückzuweisen. Dr. Hoë kannte den durchlauchtigen Herrn zu gut, um nicht zu wissen, wie sehr sich derselbe geehrt finde, und um jedem möglichen Proteste von dessen Seite vorzubeugen, sprach er mit Würde:

„Wir, die Diener des Herrn, haben es nicht in unserer Macht, mit zeitlichem Gewinn und Gütern zu segnen diejenigen, welche unserer heiligen Kirche feste Säulen und Stützen sind, daß, selbst wenn die Welt voll Teu-

fel wäre, sie ihr nichts anhaben können; uns ist nur beschieden, der Wahrheit vor Gott und der Welt ein lebendiges Zeugniß auszustellen, und so ist denn unter uns beschlossen worden, in unsern geistlichen Schriften von Ew. Durchlaucht als dem sächsischen David zu sprechen, damit dereinst auch die Nachwelt wisse, daß wir nicht undankbaren Herzens gewesen sind und erkannt haben, welcher großer Segnungen uns der Allmächtige gewürdigt, indem er seiner heiligen Kirche einen Fürsten zum Herrn gesetzt hat, der wie David, der Psalmist, deren Hort und Schutz in der bösen Nothzeit, das treueste lutherische Herz bewahrt und eine Freude seines christlichen Volkes, den Feinden aber ein Widerpart ist, vor dessen Felsenfestigkeit sie erbeben und an ihr zu Schanden werden."

Der Kurfürst streckte beide Hände nach denen des Oberhofpredigers aus, und sie ergreifend sprach er mit tiefer Rührung:

„So walte es Gott, daß ich bis zu meinem letzten Athemzuge treu erfunden werden möge, ein rechter David vor dem Herrn in Herz, Wort und That! Mein hochehrwürdiger Freund, ich habe schon manche lustige Weinlese hier außen in der Lößnitz gehalten, aber nie, ich kann's Ihm versichern, eine, wo mir so große Freude zu Theil geworden wäre, wie so eben bei der heutigen.

Ich werd's nimmer vergessen und sollte ich mein zeitlich Leben bis zum höchsten Alter bringen, das je ein Mensch erreicht."

Des Oberhofpredigers Schwiegersohn, Dr. Döring, des Kurfürsten Liebling, in Begleitung Dr. Oppel's, seines Eidams, traten heran. Der Kurfürst befand sich in so fröhlicher Stimmung, daß er dem erstern entgegenrief: „Der Herr macht sich ja heute so selten wie ein weißer Spatz und ist mir bis dato noch gar nicht vor Gesicht gekommen! Wo treibt Er sich herum, Doctor?"

„Durchlaucht, ich beschau' mir die Leute nach alter Gewohnheit. Das ist immer ein Vergnügen für mich gewesen, denn die meisten tragen ihr Signalement so deutlich im Gesicht, daß einer da ganz hübsche Dinge zusammenbuchstabiren kann."

„Hochehrwürden, der Döring ist schon ein Männchen!" rief der durchlauchtige Herr lachend, und zu Oppel sich wendend, sagte er: „Paß' Er auf, Oppel, paß' Er gut auf! Von Seinem Schwiegervater kann Er Vieles profitiren. Der hat's faustdick hinter den Ohren."

„Durchlaucht, werde nach Kräften mich bemühen, ein gelehriger Schüler meines Herrn Schwiegervaters zu sein."

Wenn am Hofe Johann Georg's jemals eine Wahrheit offen eingestanden wurde, so war es die, welche

Dr. Oppel eben ausgesprochen hatte; er war in der That Döring's höchst gelehriger Schüler, wie überhaupt am dresdener Hofe einer vom Andern lernen und einer dem Andern in die Hand arbeiten konnte, sodaß Niemand dabei zu kurz kam und Schaden erlitt, als das Volk und in gewisser Beziehung der Kurfürst selbst.

Es ist bereits erwähnt, daß die Bestechlichkeit der Umgebungen des letztern so landkundig war, daß Gustav Adolf deren Auslieferung als Vorbedingung seiner Bundesgenossenschaft von Johann Georg verlangte. Ein kräftiger und harter Charakter nur hätte dem schmachvollen Treiben seiner Räthe und Lieblinge widerstehen können; dazu war dieser Kurfürst nicht geschaffen, der sich mit so wohlfeiler Ehre, wie der Oberhofprediger sie ihm vor kurzem erst zuerkannt hatte, hinlänglich für seine Rechtschaffenheit belohnt fühlte und in seiner altdeutschen Biederkeit und bei etwas Eigenliebe es für unmöglich hielt, daß ihn Jemand betrügen könne. Die Hebel zu diesem für seine Räthe und Umgebungen gut rentirenden und schlau fortgesetzten Systeme bestanden aus zweierlei Art.

Dr. Hoë hielt so zu sagen das tiefreligiöse Herz seines Herrn in der Hand, denn die hohe Ehrerbietung, welche dieser vor dem mit einer ungemeinen Beredtsamkeit ausgestatteten gelehrten Theologen hegte, würde es nicht zugelassen haben, daß er je gegen dessen Einflüsterungen,

welche meist von Bibelcitaten begleitet waren, die bei dem Kurfürsten unter allen Umständen im voraus den möglichsten Respect genossen, sich in Opposition gesetzt hätte, und dieser Unterordnung, in welche Johann Georg sich seinem Oberhofprediger gegenüber freiwillig gestellt hatte, machte dem letztern die doppelte Rolle eines Pflügers, der den Boden zur Aufnahme der Saat bereitet, und eines Schnitters, welcher die reifen schweren Aehren unter der Schärfe seiner Sense für die Tenne niedermäht, leicht.

Dr. Hoë, der geborene Wiener, war ein sehr wackerer Kämpe für kaiserliches Interesse; ihm schlossen sich sein Schwiegersohn Dr. Döring und dessen Eidam, Dr. Oppel, an, höchst gewandte Staatsmänner, die bei keiner Gelegenheit ihr eigenes Bestes vergaßen oder wegen einer patriotischen Aufwallung jemals außer Augen gelassen hätten. Im Bunde mit diesen drei gut kaiserlich Gesinnten befanden sich die Geheimräthe Timäus und Werthern, von welchen Cardinal Richelieu, wie dessen berühmter Vertrauter, Pater Joseph, die gute Ansicht hatten, daß, um sie für das schwedische und französische Interesse geneigt zu machen, man nur die ihnen von Spanien zugekommene Bestechung von je 1000 Kronen um das Doppelte überbieten müsse. Außer andern nicht weniger kaiserlich Gesinnten zeichnete sich noch der Geheim-

rath Abraham von Sebottendorf ganz besonders aus. Und doch würden sie alle nichts vermocht haben bei dem Kurfürsten, wenn der Oberhofprediger ihr Gegner gewesen wäre; aber er war es nicht, sondern im unseligsten stocklutherischen Eifer der heftigste Feind jeder Vereinigung der deutschen Protestanten, insoweit diese dem Calvinismus angehörten. Dieser theologische Haß seitens eines so einflußreichen Geistlichen bewirkte das Unglück des protestantischen Deutschland, die Zerfahrenheit und dessen Kräftezersplitterung gegenüber einem nur ein Ziel vor Augen habenden und es mit Schlauheit verfolgenden Gegners.

Wie sehr man es in Wien verstand zu gewinnen, wenn man gewinnen wollte, dafür lieferte der Oberhofprediger in seiner Person den augenscheinlichsten Beweis. Zum Begräbniß seiner Mutter im Jahre 1632 nach Wien gereist, überhäufte man ihn dort mit allen Ehren, die nur für einen Geistlichen Werth haben konnten, der sich früher schon der Freundschaft des Cardinals Clesel und anderer hochgestellten Prälaten erfreut hatte; der Kaiser selbst, in reiflichster Erwägung, wie viel auf diesen Mann hinsichtlich der Gesinnungen des sächsischen Kurfürsten ankomme, erwies ihm außer Gnadenbezeigungen und reichen Geschenken noch die besondere Ehre, ihn zum comes palatinus zu ernennen — und der so Geehrte wich keinen Schritt

breit von dem Pfade der Zuneigung für kaiserliches Interesse. Er verstand es, die Aneiferungen der weltklugen Kurfürstin bei ihrem Gemahle, die schwedische Freundschaft aufrecht zu erhalten, gefahrlos für Oesterreich zu machen, und hatte den Aufschwung seines durchlauchtigen Herrn, vom Feldmarschall von Arnim in dessen Seele hervorgerufen, so herabzustimmen gewußt, daß von der Bildung einer dritten oder Mittelpartei in Deutschland keine Rede mehr war.

Diese Parteiungen durchkreuzten sich also unaufhörlich am kurfürstlichen Hofe zu Dresden, die kaiserlich gesinnte überwog jedoch alle Bestrebungen der andern durch den Hang, welchen Johann Georg selbst zum Hause Habsburg empfand. Während das Land in tiefe Verarmung sank, der Kurfürst einen Theil der Hofbedienung entlassen mußte, da keine Mittel vorhanden waren, sie zu ernähren, wuchsen nur die an Gütern, welche die sächsische Politik machten. Der Oberhofprediger war Herr von vier Rittergütern, während sein talentvoller Schwiegersohn, Dr. Döring, als glücklicher Emporkömmling ungleich mehr zu erwerben gewußt hatte.

„Nun, erzähle Er, Döring, was hat Er für Beobachtungen gemacht?" fragte Johann Georg.

„Durchlaucht, eine italienische Prachtblume an

einen alten Doctorhut gebunden“, antwortete der Günstling lachend.

„Aha! weiß schon, weiß schon; ist mir schon von hoher Hand verrathen worden, darf's aber noch nicht wissen“, rief der Kurfürst sehr heiter. „Plaudere Er's nicht aus, Döring, hört Er? Mein Jürg möcht' sich bös darüber grämen, 's soll eine Ueberraschung für mich sein. Aber weiter!“

„Dann hat der Geheimrath von Sebottendorf ein böhmisches Anhängsel bei sich, einen Grafen — ja, Oppel, wie hat der Sebottendorf seinen Besuch genannt? Ich habe Unglück mit Namen, gehen mir wie der Wind durch den Kopf und bleibt nichts darin hängen.“

Auch Dr. Oppel konnte sich nicht auf den Namen des Fremden besinnen und meinte, er habe nur so etwas von Berg gehört, denn er sei gerade im Gespräch mit Jemand gewesen.

„Eine köstliche Kumpaneischaft, Schwiegervater und Eidam! Nicht, Kurfürstliche Durchlaucht?“ lachte Döring.

„Ich hoffe, daß ich den Namenlosen zu Gesicht bekomme“, redete der Durchlauchtige. „Was ist's für ein Cavalier?“

„Wenn ich eine Jungfer wäre, griff ich mit fünf Fingern zu, als Wittib thät' ich's mit zehn.“

„Nun, nun, mein lieber Döring, da stellt Er dem Fremden eine Censur Nummer eins aus.“

„Kann's nicht anders, Durchlaucht — der Wahrheit die Ehre. Der Herr hat mir gefallen und ich hoffe, daß Ew. Durchlaucht sagen werden, der Döring hat einen guten Geschmack.“

Der Kurprinz kam und unterbrach dies Gespräch, indem er seinem durchlauchtigen Vater vermeldete, daß, wenn's demselben beliebe, die Hoftrompeter das Zeichen geben könnten zum Beginn des Festes.

„Ei wohl, mein Jürg! Ew. Liebden vermeinen doch nicht, daß ich mich heute widerspenstig erweisen werde gegen Hochdero Anordnungen?“ scherzte der Kurfürst und gab den um ihn Stehenden das Zeichen, ihm nach dem Preßhause zu folgen.

Einen Haupttheil des Weinlesefestes machte stets ein Umzug maskirter Personen aus, welcher in der Regel ein mythologisches Possenspiel zur Schau brachte, dessen Hauptfigur natürlich Bacchus, der weinbekränzte Gott aller Zechlustigen, war. Zu jener Zeit erwies man sich in Ausstattung der mythologischen Figuren und ihres Gefolges durchaus nicht scrupulös; die Zusammenstellung der Anzüge trug schon viel Possenhaftes an sich, denn man war nicht sehr wählerisch in diesem unsern jetzigen Zeitgenossen wichtig und charakteristisch erscheinenden

Punkte, oder man nahm den erfinderischen Geist zur Hand, um sich aus der Verlegenheit zu helfen, und erreichte so auf die eine oder die andere Art den Zweck, den man verfolgte, Lachen zu erregen. Da bei günstigem Wetter dieser Festtheil stets im Freien abgehalten wurde, um auch der herbeigeströmten Menge zur Ergötzung zu dienen, so fehlte es nicht an Räumlichkeit dazu und der große freie Platz vor dem Schlößchen erschien gleichsam wie eingezäunt von Köpfen.

Die meisten der Zuschauer blieben zwar über den Sinn dieser Schaustellungen in größter Unklarheit, indeß Niemand beunruhigte sich darüber; man war vollkommen befriedigt, das Possenhafte belachen zu können, und so war die Erreichung des Zwecks schon im voraus gesichert, ehe noch der Zug begann. Aus einem der Gebäude heraus entwickelte sich derselbe diesmal in folgender Ordnung.

Voran zog eine Bande Musikanten, gar seltsam vermummt, so daß es dem Gelehrtesten unmöglich gewesen sein würde, zu sagen, welcher Völkerschaft sie ihrer Tracht nach angehören sollten. Sie hatten viel Aehnlichkeit mit den Mäusefallen- und Hechelkrämern, zeichneten sich jedoch Mann für Mann durch ein paar gewaltige Hörner auf dem Kopfe aus, weswegen man sie sehr leicht für eine Gesellschaft aus der Hölle halten konnte, die sich das

Vergnügen verschafft, der Oberwelt einen Besuch zu machen. Hinter dieser aus allen möglichen Tonarten geigenden, blasenden und paukenden Bande erschien ein Bärenführer mit zwei seiner Eleven an der Kette, einen Trompeter und Pfeifer hinter sich.

An diese Gruppe schlossen sich lustig einherspringende Satyrn an, deren Bocksprünge vollkommen ins Burleske gehörten und alle zwanzig Schritte zu einer kleinen Rauferei unter sich führten. Diese Vertreter des stachligen Humors sahen höchst wunderbar aus. Sie waren in in fleischfarbene Leinwand gekleidet und hatten Perrücken von lang herabhängenden Pferdehaaren; vom Gürtel an steckten sie in Hosen, die aus zottigem Pelzwerk fabricirt waren, das Rauche natürlich nach außen gekehrt.

Die Zuschauer hatten alle Ursache, über diese mit ungeheuer langen Ziegenbärten ausgerüstete Gesellschaft zu lachen, denn außer den Bockssprüngen und gelegentlichen Puffereien entwickelten sie höchst anerkennenswerthe gymnastische Talente, schossen Purzelbäume, hüpften wie Frösche über einander und trieben alle möglichen Possen.

In angemessener Entfernung folgte diesem Vortrab ein Zug Hanswürste, jeder mit einem langen von der Spitze der zuckerhutartigen Kappe herabwallenden Trauerflor ausgerüstet, in ernsten Schritten. In ihrer Mitte trugen vier eine Bahre auf den Schultern, auf welcher

ihr Oberhaupt, der Haupthanswurst als Todter lag. Gelehrte Doctoren mit ungeheuren Medicinbullen und Klystirspritzen gingen in tiefer Trauer nebenher. Einer dieser Aerzte trug auf einer Schüssel eine weit über deren Rand hinausreichende Wurst, die er zuweilen dem Todten vor die Nase hielt, was ungemeines Ergötzen erregte, besonders weil diese verständliche Action, da der Todte nicht in die Wurst biß, jederzeit von einem allgemeinen Aufschluchzen sämmtlicher Hanswürste begleitet war.

Nun schloß sich das Götterreich an.

Mars, der Kriegsgott, führte dieses, indem er, eine der gewaltigsten Männergestalten, ganz geharnischt, mit Schild, Sper und einem Riesenschwerte ausstaffirt, auf einer von acht Jungen gezogenen kleinen Kanone ritt. Ihm zu Seiten gingen zwei Wilde mit Bogen und Pfeilen; dann kam Neptun mit dem Dreizack, neben ihm rechts und links bewegten sich in sehr ungestalteten Pappkörpern zwei Krokodile. Ihnen folgten Apollo mit der Leben und Bewegung einflößenden Leier, Diana, die Göttin der Jagd, mit dem Tod bringenden Pfeil auf dem gespannten Bogen, hinter sich einen Hundejungen, der, den Mondschein in Gestalt einer übersilberten, mit Strahlen und Auszackungen versehenen Scheibe auf dem Kopfe, ein paar Saufänger an der Leine führte, Vulcan mit Ambos und Hammer und zuletzt die Hauptgruppe, Bacchus, der

Zechergott, mit Frau und Kind, Venus und Amor. Er auf einem Fasse reitend, das auf einem von Küfergesellen gezogenen Handwagen ruhte, das Haupt mit Weinlaub umkränzt und einen gewaltigen silbernen Humpen in der Hand und diese Gruppe von Bacchantinnen umtanzt.

Ein Trompeterchor schloß den Aufzug, der sich ein paarmal im Kreise umherbewegte und sich endlich in dessen Mitte, den Sitzen des Kurfürsten und seiner Familie gegenüber aufstellte.

Eine höchst ergötzliche Scene entwickelte sich nun. Bacchus that Wunder. Der todte Hanswurst, an dem sich die Kunst der Aerzte wie die des Apoll vergebens anstrengte, um ihn lebendig zu machen, wurde vom Weine, den Bacchus ihm reichen ließ, zu neuem Leben zurückgerufen, und die Hanswürste vertrieben mit ihren Pritschen die Doctoren, die Satyrn bemächtigten sich der großen Wurst und brachten, ihre possenhaften Kameraden unterstützend, die Verfolgten mit ungeheurem Jubel vom Platze. Der Inhalt des Fasses, das den Thron des Weingottes darstellte, floß nun allen Theilnehmern des Aufzugs zur Labung. Bacchus drehte sich mit einer Bacchantin im Tanze, Frau Venus walzte mit einem Satyr, Amor zog den schwergepanzerten Mars von der Kanone zum raschen Zweitritt, was wegen der Plumpheit des Kriegsgottes, der sich kaum wenden konnte und endlich zu Bo-

den fiel, unbeschreibliches Gelächter hervorrief, während Diana mit einem Küfergesellen lustig ihrer Frau Base, der Venus, sich nachschwenkte und zuletzt ein sogenannter Ringelreihen, wobei Bacchus wieder seinen Thron einnahm, die Posse schloß und unter schmetternden Trompetentönen der Zug wieder in das Gebäude sich begab, aus dem er gekommen.

Es war viel gelacht worden; die derben Späße jener Zeit hatten das Gute, daß sie fast unter allen Umständen von allen Klassen der Gesellschaft verstanden wurden, weshalb die komische Muse auch in sehr großer Aufnahme war, weil sie ohne Schleier erschien. Mit dieser Darstellung war das äußere Fest abgethan, da dessen zweiter Theil nur ausschließlich dem Hofe gehörte und im Saale der Preßhauses abgehalten wurde. Derselbe nahm auf der Gallerie und im Drittel des untern Raums ungefähr dreihundert geladene Personen auf, sodaß die große Hälfte des letztern ausschließlich für den Kurfürsten und seine Familie nebst den höchsten Hofchargen und den Musikern, Sängern oder Gauklern verblieb, wenn sich deren nämlich zur Production von Kunststücken beim Hofmarschall gemeldet hatten. Heute war dieser dazu bestimmte Raum leer, nur eine kurze Polsterbank stand in dessen Mitte. Die kurfürstliche Familie hatte Platz genommen; Johann Georg unterhielt sich lebhaft,

wie dies immer der Fall war, wenn er in guter Stimmung sich befand, und die wohlausgeführte Posse „Die Macht des Weins“ hatte ihn in die beste Laune von der Welt versetzt, mit dem Geheimrath von Sebottendorf, der ihm seinen guten Freund, den Grafen Leo Sternberg vorgestellt hatte.

„Ein prächtiger Cavalier, dieser Sternberg“, sprach Johann Georg sehr vergnügt zu Dr. Döring; „in allen Sätteln gerecht, redet von der Jagd, wie der beste Oberforstmeister nicht besser sprechen könnte, ein leibhafter Sanct Hubertus, der edlen Jägerei Schutzpatron, und ist auch ein Pferdekundiger nebenbei, daß man seine Freude daran hat. Gefällt mir sehr, dieser Graf Sternberg, wünsche, daß er sich's einige Zeit bei uns gefallen lassen möge. Nun, müssen sehen, ob sich das macht.“

„Ist er nur auf kurze Zeit zu Besuch beim Geheimrath gekommen?“ fragte Dr. Döring.

„Blos um einige streitige Grenzregulirungen seiner an die Sebottendorf'schen stoßenden Güter in Schlesien zu fördern.“

„Ich habe noch Niemand kennen gelernt, der Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht Hof gern so rasch als möglich verlassen hätte, haben vielmehr alle bedauert, wenn sie ihrer Angelegenheiten wegen sich zur Abreise genöthigt sahen.“

„Nun, nun, Döring, den Ruhm wollen wir uns

auch erhalten für die Zukunft. Die Mär vom König Artus und seiner Tafelrunde hat mich jederzeit sehr angesprochen und wünsche ich nichts mehr, als daß auch mein Hof in so gastlichem Ruf stehen möge. Sondire Er beim Sebottendorf, ob sein guter Freund sich's nicht auf eine Zeit lang bei uns gefallen lassen wolle, hört Er?"

„Zu Ew. Durchlaucht Befehl."

Mit Spannung lauschten alle auf das, was nun kommen würde. Es hatte sich bereits herumgesprochen, daß die Fremde, welche im goldenen Löwen wohne und die man seit ihrer Anwesenheit in Dresden fast täglich, aber tief verschleiert, von einem Diener begleitet, spazieren gehen sah, als eine sehr kunstreiche Sängerin dem Wunsche des Kurprinzen, sich vor dem Hofe hören zu lassen, entsprechen werde. Auf der Gallerie unterhielt man sich sehr lebhaft davon, Jeder wollte da etwas Genaues über diese Fremde wissen.

Der Registrator Voigt, welcher mit seiner Tochter Evchen und Trautschold's Riekchen ebenfalls auf der Gallerie Platz gefunden hatte, war für die neben ihm Sitzenden in dieser Beziehung ein wahrhaftes Orakel; er hatte im goldenen Löwen, mit dessen Wirthin er weitläufig verwandt war, so Mancherlei über die Italienerin gehört und erachtete sich daher als eine Autorität, die mit einer gewissen Entschiedenheit davon berichten konnte.

„Sei's Gott geklagt, wie es jetzt mit unserer Hofmusika aussieht!" jammerte der Mann. „Seit unser wackerer Kapellmeister Schütz auch fortgegangen, ist's trübselig mit der kurfürstlichen Kapelle. Sind doch die besten Vocalisten und Instrumentisten aus ihr verschwunden wie der Schnee um Spätostern. Wer kann denn leben, ohne auf des Magens Nothdurft zu achten? Niemand! Die leidige Kriegszeit und unser Geldjammer treiben die Kunstleute fort. Wie elend es dem Harfenisten Elias Pinkler gegangen ist, weiß nur ich, weil er ein Bekannter von mir war. Um vor dem Verhungern sich zu retten, hatte er im vorvorigen Jahre, als der höchstselige Schwedenkönig das letzte Mal bei uns in Dresden war, Höchstdemselben unterthänigst als geborener Schwede eine Harfe überreicht und hat die schwedische Majestät ihm einen hübschen Thaler Geld dafür versprochen. Ja, Du mein Gott, versprechen und geben sind zweierlei Dinge! Wie sein Schatten ist er dem Schwedenkönig nachgezogen von Stadt zu Stadt, bis er endlich das Geld erhielt, das aber schon vorhero lange aufgefressen war. Jetzt ist der Elias Pinkler in seiner Heimat Stockholm, wo seinem Weib eine Erbschaft zugefallen; vom Herkommen ist keine Rede mehr bei ihm und der kurfürstlichen Kapelle geht mit ihm ein Harfenist aus dem ff um die Ecke."

Während der Registrator diese wunde Stelle des

dresdener Hoflebens besprach, saß sein Töchterchen sehr niedergeschlagen an der Galleriebrüstung und suchte überall mit den Augen umher.

„Ich sehe ihn nirgends, Riekchen", flüsterte sie leise der neben ihr sitzenden Freundin zu.

„Mein Himmel, was quälst Du Dich nur ab!" rief diese. „Wenn Deine Art zu lieben ein Glück sein soll, so möge mich Gott in Gnaden davor behüten. Das ist ja eher eine Marter."

„Riekchen!"

„Nun ja, es ist wahr", entgegnete die Pastorstochter. „Du machst Dir's Leben ja zur Pein und ich verliere dabei ganz mein Bischen Heiterkeit. Alles siehst Du mit der galligen Eifersuchtsfarbe an."

Evchen antwortete nichts, sie beugte sich nur mit dem Gesicht auf die Brüstung nieder, die sogleich von ein paar ihren Augen entfallenden Tropfen benetzt wurde. In diesem Moment wendete sich ihr Vater zu ihr und richtete eine Frage an sie; es war nicht anders möglich, sie mußte ihn bei der Antwort ansehen.

„Nun, Mädel, plagt Dich denn der — ich glaube gar, Du weinst?" fragte er hastig.

„Sie denkt nicht ans Weinen; von da drüben her fällt ihr's Fensterlicht blendend in die Augen, sie klagte schon vorhin darüber", antwortete Riekchen schnell,

der Freundin zu Hülfe kommend. „Hab's ihr schon gesagt, sie soll sich von der gnädigsten Frau Kurfürstin ein wenig von der guten Augensalbe geben lassen, da ist der übermäßige Reiz in den Augen schnell weg. Meine Frau Mutter weiß davon zu sprechen."

„Da vergiß es nur nicht, Evchen", sagte der Registrator beruhigt und wendete sich wieder zu den auf der andern Seite Sitzenden, seine frühere Unterhaltung fortsetzend.

„Diesmal habe ich Dir durchgeholfen", hob Riekchen leise an, kam aber nicht zum Weiterreden, denn Evchen wendete das Gesicht ihr zu, über das ein so fröhlicher Sonnenschein gebreitet lag, als wäre es nie von einem Schatten des Kummers getrübt worden. Ohne ein Wort zu sagen, deutete sie mit dem Zeigefinger nach der andern Seite der Gallerie.

„Ah, der Herr Franz Pachhalbel! Sieh, sieh! O, jetzt sind wir ja gleich so seelenvergnügt, als guckten wir geradeaus in den Himmel hinein", lächelte Riekchen.

Ein gewaltiges „Pst!" ging durch den Saal, erwartungsvolle Stille trat ein.

Der Kurprinz hatte das Zeichen zum Beginn des zweiten Theils des Festes gegeben. Die Thür, welche sich im Hintergrunde des freien Raums befand, der gewöhnlich von den sich Producirenden eingenommen wurde,

öffnete sich und Doctor Angelo und seine Tochter Cornelia traten ein. Sie ward von ihm zu der Polsterbank geführt, während Angelo's Diener ihnen die prächtige Harfe nachtrug.

Als Cornelia Platz genommen hatte und den ihr Gesicht verhüllenden Schleier zurückschlug, durchflog ein Laut der Bewunderung den Saal.

Wie schön war sie!

Es gehörte in die Kategorie des Sonderbaren, daß bei einer Gelegenheit, wie das Fest der Weinlese es war, wo eigentlich nur dem Frohsinn Rechnung getragen wurde, es etwas geben konnte, was in den Bereich einer dem letztern Zwecke ganz entgegengesetzten Wirkung gezählt werden mußte.

Signora Cornelia trug keine lustigen Lieder vor, und trotzdem entzückte sie durch ihren seelenvollen und zugleich bis zum Ausdruck höchster Leidenschaftlichkeit sich steigernden Gesang, durch die Innigkeit, die sich fast zum Flüstern abdämpfte, als wenn ihre Töne aus der verborgensten Tiefe des Herzens emporstiegen, um die Wonne stiller geheimnißvoller Liebe auszuhauchen. Die Wenigsten von den Anwesenden verstanden italienisch, aber alle verstanden die Gefühle, die die Fremde so tief ergreifend und erschütternd in ihrem Liedervortrage markirte. Sie selbst zeigte eine große Bewegung in ihren Zügen, Lei-

denschaftlichkeit durchzitterte ihre schlanke, prächtige Gestalt, als erbebe sie unter der Macht eines ihre Seele erdrückenden Leides, unter der Gewalt eines wilden Zornes, der ihr schönes Antlitz mit dunkler Glut übergoß, und dann wieder, als dränge sich ihr die Erinnerung an eine selig durchlebte Vergangenheit auf, schien ihr Gesang wie von unsichtbarem Weinen durchflossen hinzusterben in ein leises Verhallen.

Sie hatte geendet und erhob sich, athemlose Stille herrschte im Saale. Doctor Angelo und sein Diener traten wieder ein, der erstere, um seine Tochter fortzuführen, der andere, um ihr die reich mit Silberzierrathen ausgelegte Harfe abzunehmen. Der Kurfürst trat zum Doctor und hielt ihn und seine Tochter zurück.

Johann Georg I. liebte das Italienische; er verstand und sprach es, wenn auch nicht mit der Zungenfertigkeit eines Italieners. Damals überwog die italienische Sprache die französische, sie war Umgangssprache an den Höfen; in Wien würde es zu einem Mangel an Bildung gehört haben, nicht italienisch sprechen zu können. Am dresdener Hofe genoß die italienische Sprache nicht nur als Vermittlerin mit ausländischen Staatsmännern denselben Vorrang, sondern sie war dem Kurfürsten, der allem Französischen sehr abgeneigt und dabei ehrlich genug war, aus diesem Widerwillen kein

Geheimniß zu machen, weshalb auch Baron Feuquières, der französische Gesandte, nicht großer Gunst bei ihm sich rühmen konnte, sogar lieb, denn an sie knüpften sich Erinnerungen aus seinen Jünglingsjahren, wo er eine Reise nach Rom und Neapel gemacht und mancherlei Abenteuer bestanden hatte.

Er führte Signora Cornelia zu seiner Gemahlin, indem er den Wunsch aussprach, daß die schöne Sängerin es sich an seinem Hofe gefallen lassen möge.

„Sie sind aus Mailand, Doctor, wie ich höre?"

„So ist es, gnädigster Herr."

„Man sagte mir, Sie hätten Ihre Vaterstadt wegen Sie treffender Verfolgungen verlassen."

„Ja, Durchlaucht, ich glaubte meine und meines Kindes Sicherheit gefährdet, weil ich das Mißgeschick hatte, Geistliche mir zu Feinden gemacht und dadurch den Pöbel gegen mich gereizt zu haben."

Der Kurfürst schüttelte ihm treuherzig die Hand und sagte:

„Was das Letztere anlangt, so haben wir beide also ein ziemlich ähnliches Schicksal gehabt. Fast wäre ich in Mailand elend dahingestorben, wenn nicht der Himmel mir in Gestalt einer braven Frau, in deren Herberge zu den heiligen drei Königen unweit der Porta orientale wir uns einquartiert hatten, eine Helferin geschickt hätte."

„Signora Belotti war meine Mutter, ich practicirte damals als junger Arzt in Siena."

„So grüße den Herrn Gott und freute ich mich doppelt, wenn ich ihm dienstlich sein könnte, um in etwas die große Schuld auszugleichen, welche mir die Dankbarkeit gegen seine Mutter, die mir damals in schwerer Lebensnoth beigestanden, auferlegt."

Doctor Angelo verneigte sich tief und sagte:

„Meine Tochter Cornelia trägt als ein heiliges Andenken von ihres Vaters Mutter jenes Brustbild in goldener Kapsel, was Ew. Durchlaucht durch einen sichern Mann meiner seligen Mutter, als Sie glücklich wieder hierher in Ihr Vaterland gelangt waren, zu überschicken die Gnade gehabt haben."

„Wahrhaftig, hatte ich das doch ganz vergessen!" rief der Kurfürst und das gutmüthigste Wohlwollen sprach sich in seinem Gesicht aus.

„Wenn es Ew. Durchlaucht Vergnügen macht, Sich selber aus einer Zeit vor dreißig Jahren wiederzusehen, so dürfen Sie nur die Gnade haben zu befehlen", bemerkte Doctor Angelo.

„Ja, ja!" sprach der Kurfürst sehr heiter. „Welche Ueberraschung das ist!"

Er unterbrach die von seiner durchlauchtigen Ge-

mahlin mit Cornelia angeknüpfte Unterhaltung, indem er derselben von der unerwarteten Begegnung erzählte, die ihm jetzt so viel Freude mache.

„Mein liebes Kind, löse die kleine Kette mit der goldenen Kapsel", sprach Doctor Angelo.

Cornelia kam sogleich diesem Wunsche des Vaters nach und nahm den einzigen Schmuck, den sie an sich trug, vom Halse ab, nämlich eine kurze, starkgegliederte goldene Kette, an welcher eine mit Steinen besetzte Kapsel von gleichem Metall in Größe einer kleinen Nuß hing, die der Doctor durch einen Fingerdruck öffnete, sodaß man in der einen Hälfte derselben des Kurfürsten Portrait en miniature als siebzehnjähriger Jüngling in Jagdcostüm erblickte. Es wanderte unter der kurfürstlichen Familie zur Schau herum, und das Vergnügen Johann Georg's I. gestattete ihm nicht, die Freude allein zu tragen, auch der Oberhofprediger und mehrere seiner Geheimräthe wurden von ihm herangerufen, um die ihm zu Theil gewordene Ueberraschung zu erfahren. Der ihm so eigenthümliche Hang zur Vertraulichkeit, welcher ihn ganz unfähig zur Verschweigung von Geheimnissen machte, fand in seiner Biederkeit, in seinem gemüthlichen Wesen einen zu starken Vorschub, um bei heitern oder ernsten Anlässen der Vorsicht oder Zurückhaltung ein Uebergewicht einzuräumen. Er gab sich ohne Hehl, wie er

war, und Freude, Zorn oder Mißmuth fanden bei ihm stets einen unverhüllten Ausdruck.

Unterdeß hatte sich der Saal allmälig geleert, und die kurfürstliche Familie und deren nächste und hinsichtlich des Ranges und der Stellung bevorzugteste Umgebung waren zurückgeblieben. Johann Georg liebte es, in guter Stimmung von seinen Erlebnissen in vergangener Zeit zu sprechen. Es gab da so Manches, was in der That interessant genug war, um den Zuhörer zu fesseln. Er hatte eine ereignißreiche Zeit erlebt, und knüpfte er gelegentlich an eine der an ihm vorübergegangenen Begebenheiten die Unterhaltung an, so zeigte er sich sogar ungemein gesprächig. Für jetzt beschränkten sich seine Erinnerungen natürlich nur auf jene Reise, die er als sechzehnjähriger Kurprinz unter dem Namen eines Studenten Hans von Rißmitz, welcher Name seinem ihn begleitenden Hofmeister angehörte, in Begleitung zweier Pagen seines kurfürstlichen Vaters und eines einzigen Dieners zu Pferde nach Italien gemacht hatte.

Diese Reise gehörte zu den liebsten seiner Jugendreminiscenzen, von der er vorzugsweise ihrer Abenteuerlichkeit wegen gern sprach und sich dabei gleichsam wieder jung werden fühlte. Er konnte dem Doctor keinen größern Beweis von Vertraulichkeit geben, als ihn zum Zuhörer dieser Reiseabenteuer zu machen. Freilich kannten seine

Umgebungen dieselben so ziemlich genau, indeß wer hätte gewagt, nur eine Miene zu verziehen, welche auf gelangweilt sich würde haben deuten lassen!

„Ja, Herr", hob er an, „es war ein Wagstück, ein so blutjunges Menschenkind, als ich damals war, in die Welt hineinreiten zu lassen, als habe es hundert Leben, wie die lernäische Schlange hundert Köpfe gehabt haben soll, und noch dazu in ein Land zu schicken, das einen Ueberfluß an Haß für Evangelische hat, wie vielleicht kein zweites auf der Erde Durchs deutsche Land bis nach Venedig hin ging es ganz gut. Schauten uns die Leute, besonders im tyroler Bergland, auch als arme verlorene Seelen an, sobald sie spitz kriegten, daß wir Lutherische seien, so fügten sie uns doch kein Leid zu. Mich als Jüngsten unter uns Fünfen sah manche Tyrolermaid mit einem Mitleid an, daß man's ihr in den Augen lesen konnte, wie sie mich im Herzen beklagte, daß ich eine dem Höllenpfuhl angehörende Ketzerseele sei. In Venedig aber lernten wir die christliche Liebe schon besser erkennen", fuhr Johann Georg humoristisch fort, „und hätten wir nicht blankes Gold gehabt, wir hätten da eine traurige Geschichte von Hungersnoth erleben müssen; es würde sich auch keine Seele darum ein graues Haar haben wachsen lassen, wenn wir auf den Gedanken gekommen wären, uns ein feuchtes Nachtlager

in den Lagunen auszusuchen. Wie es verrathen worden, daß ich ein lutherischer Prinz sei, ist nicht herausgekommen, aber es kann wohl sein, daß der Wechsler, an den wir Geldbriefe hatten, das aufgespürt, und so ward mein Geheimniß kund, ehe wir nach Rom gelangten. Nun, Herr, das ist eine gewaltig schöne Stadt mit so viel zerbrochenen Wundern aus alter Zeit, daß es uns vorkam, als seien wir bei einem Gewandtrödler, der Altes und Neues für seine Kunden zur Auswahl hat. Was muß ein katholischer Student nur zu lernen haben, ehe er die vielen Mönchs- und Nonnenorden sich ins Gedächtniß prägt! Bis er dann das Wort Gottes selbst studirt, ist er gewiß schon ein Sechziger. Die Osterherrlichkeit haben wir da gesehen und will ich darüber hingehen, weil's Jedes Sache ist, an etwas Gefallen zu finden, was einem Andern nicht gefällt."

„Es muß allerdings Jemand, der nicht an glänzende kirchliche Ceremonien gewöhnt ist, als eine Ueberfüllung weltlichen Prunks vorkommen", bemerkte Doctor Angelo.

„So ist es", antwortete der Kurfürst; „doch in dem Punkte Jedem das Seine. Wir meinten gar nicht beachtet zu sein in dem ungeheuren römischen Trubel, und doch war's so. Der Papst hatte erfahren, daß ein kursächsischer Prinz in aller Stille in der Stadt sei, und

Leute seines Hofes lungerten um uns herum, zu forschen, was an dem Gerücht wäre; aber mein Hofmeister, der vor nichts größere Angst hatte, als vor Petri Fischnetze, wußte der guten Freundschaft zuvorzukommen. Als Knecht schlief ich mit dem Diener auf Stroh, und als wir fortritten, führte ich dem Hofmeister das Pferd vor. So kamen wir glücklich hinaus und zogen nach Neapel, wo es so prächtig ist, daß die Armuth oder die Faulheit vom Sonnenschein leben kann, und als wir Alles da gesehen, was Merkwürdiges zu sehen ist, ritten wir wieder zurück durchs italienische Land unter mancherlei Turbationen. Ich versichere den Herren, daß man uns böse zusetzte. Gute Leute führten uns bei Ferrara in einen Morast, damit wir ersticken sollten, weil sie uns beerben wollten; bei Verona überfielen uns Räuber, denen wir glücklich durch die Schnelligkeit unserer guten Pferde entkamen; in Venedig hatte man uns einen einfachen Todtschlag auf offener Straße zugedacht, wobei das Glück uns günstig war, daß der Pöbel unter sich selbst uneinig wurde und auf sich selber gegenseitig losschlug, was uns freien Raum zum Entschlüpfen verschaffte."

„Durchlaucht haben da allerdings mancherlei Gefahren zu bestehen gehabt", meinte der Doctor.

„Ja, wir genossen den traurigen Vorzug, aus einem Tod in den andern zu kommen", stimmte der Kurfürst

bei. „Den Schlußstein dieser Prüfungen fanden wir aber in Mailand, wo ich in der Herberge zu den heiligen drei Königen schwer erkrankte und das rasende Volk den katholischen Arzt zu ermorden drohte, der sich so weit vergessen werde, einem Ketzer beizustehen. Bis lutherische Aerzte, aus Augsburg herbeigerufen, erschienen, war es des Herrn Mutter, die nichts unversucht ließ, mein junges Leben durch alle möglichen Mittel zu erhalten und das meine Adern und mein Hirn durchrasende Fieber zu bannen. Die augsburger Doctoren hatten daher leichte Mühe, mich wieder auf die Beine zu bringen."

Mit dem Ausdrucke ungemeiner Herzensgüte streckte der Kurfürst Doctor Angelo die Hand hin, und als dieser mit einer tiefen Verbeugung sie ergriffen, sprach der Durchlauchtige so laut, daß Jeder es hören konnte:

„Es würde mich freuen, wenn ich dem Sohne vergelten könnte, was die Mutter Gutes mir gethan hat Ich wünsche, daß der Herr mir dazu Gelegenheit geben möge."

Unterdeß hatte die Kurfürstin auch mit Cornelia eine Unterhaltung eingeleitet und der weibliche Hofstaat der durchlauchtigen Frau betheiligte sich mit großem Interesse daran, indem er eifrig zuhörte. Der Umstand daß die Kurfürstin das Italienische eben nicht besonders

geläufig sprach, Signora Cornelia dagegen sich in deutscher Sprache nur äußerst unvollständig auszudrücken vermochte und überhaupt in derselben keine besondere Fähigkeit an den Tag legte, die verschiedenartige Bedeutung der Worte sich zu merken, verliehen dem Gespräche einen fast komischen Anstrich, sodaß die durchlauchtige Frau scherzend zu ihrer Oberhofmeisterin sagte:

„Meine liebe Lützelburg, wenn Judas Ischariot dem Rathe der Hohenpriester gegenüber in derselben Lage gewesen wäre, wie ich und diese Italienerin, daß wir es nur dem guten Glücke zu verdanken haben, uns gegenseitig zu verstehen, so würde der Herr Christus jedenfalls nicht an seine Feinde verrathen worden sein."

Während das die Kurfürstin umstehende weibliche Gefolge diese heitere Bemerkung seiner Herrin belächelte, ergab sich recht sichtbar, daß die Sängerin kein Wort derselben verstanden hatte, denn in ihrem schönen Gesicht wies sich auch nicht die Spur einer Bewegung; man sah es ihr an, daß sie sich als gar nicht im mindesten dabei betheiligt glaubte.

Die Kurfürstin schien offenbar Gefallen an ihr zu finden. Cornelia stand vor ihr als ein Bild der Bescheidenheit und Einfachheit. Wenn auch durch das schwere schwarzseidene Kleid und die gleichfarbige Mantille, die sie trug, die Andeutung gegeben wurde, daß sie eines

reichen Mannes Kind sei, so lieh diese Prunklosigkeit ihrer Erscheinung, denn außer der goldenen Kette mit dem erwähnten Medaillon hatte sie kein Geschmeide an sich, obwohl es nicht zu bezweifeln war, daß sie sich im Besitz eines solchen befinde, und die Kurfürstin sich an die Erzählung der gorbitzer Pastorin erinnerte, deren Schwester, die Wirthin zum goldenen Löwen, einen blitzenden Schmuck in einem Kasten liegen gesehen habe, ihr eben erst die beste Empfehlung. Zudem ließ der Fremden das Unvermögen, sich deutsch auszudrücken, und die dadurch, um diese große Verlegenheit so viel als möglich gut zu machen, herbeigeführte Vermischung des von ihr gesprochenen Deutsch mit italienischen Worten ungemein wohl, da sie ein schönes sonores Organ besaß, das allerdings beim Singen sich erst zu voller Kraft und Schönheit entfaltete.

Der besondere Umstand, daß ihr Vater der Sohn derjenigen war, die dem Kurfürsten in so großer Lebensnoth eine treue Helferin gewesen, wirkte nicht wenig entscheidend auf die günstige Gesinnung der durchlauchtigen Frau für sie; dieselbe sprach den Wunsch aus, daß Signora Cornelia in ihr eine Schützerin sehen und ohne lange Vorhermeldung sich bei ihr einfinden möge. Die Sängerin zeigte sich von dieser Gnade gerührt und küßte ihr unter einer tiefen Verbeugung die Hand, indem sie ihr in dem in ihrem Munde so lieblich klingenden Italienisch

versicherte, daß diese Begünstigung sie ungemein glücklich mache, weil sie sich in dem fremden Lande, wo ihre Muttersprache nur von hochstehenden Personen verstanden werde, bis jetzt so einsam gefühlt habe.

„O, diese Einsamkeit, dieses Nichtverstandenwerden wird sich, hoffe ich, bald verlieren, wenn Sie erst eine Zeit lang unter uns gelebt haben werden, Signora. Wir werden von einander lernen, ich Ihr Italienisch, Sie mein Deutsch, und so haben wir gegenseitig von einander Vortheil. Ich denke, Sie werden außer dem warmen blauen Himmel Ihres Vaterlandes bald nichts mehr vermissen bei uns.“

„Nein, nein, gewiß nichts!“ rief die Sängerin lebhaft. „Italien hat einen blauen Himmel, eine heiße Sonne, aber Deutschland hat gute edle Herzen. Ich habe nur gewonnen!“

Diese einer überlegten Schmeichelei so ähnliche Antwort verlor in ihrem Munde und bei der sichtbar hohen und innigen Stimmung, in die sie sich versetzt zeigte, auch sogar den Anhauch einer wohldurchdachten Artigkeit.

„Sie ist sehr liebenswürdig“, äußerte die Kurfürstin zu Frau von Lützelburg.

Der eintretende Oberküchenmeister und Oberschenk, Herr von Reckrodt, meldete, daß die Tafel servirt sei.

„Es soll an uns nicht fehlen“, antwortete der Kur-

fürst sehr heiter, denn er liebte die Tafelfreuden sehr. „Was meint mein hochehrwürdiger Freund, wenn wir in aller Ehrbarkeit einmal den bekannten Spruch: Der Mensch lebt nicht allein vom Brod, sondern auch vom Worte Gottes, dahin erläutern, daß wir heute eine Ausnahme machen und ohne vorhergehende Predigt nur von Brod und noch etwas Gebratenem nebst einem guten Trunk leben wollen?"

„Durchlaucht erlaube ich mir darauf hinzuweisen, daß wir dem Göttlichen doch immerhin die gebührende Reverenz schon gemacht haben, insofern eine solche wunderbare Sangeskunst, wie des Herrn Doctors anmuthige Jungfer Tochter zu unser Aller Erstaunen entfaltet hat, eine der schönsten Gottesgaben ist, wie unser hochseliger Doctor Lutherus zum öftern in seinen Schriften und auch durch sein eigenes Beispiel aufs herrlichste nachgewiesen hat", sprach der Oberhofprediger.

„Amen! Amen!" rief Johann Georg lachend. „Der hochehrwürdige Herr hat sich prächtig herausgewickelt und wünsche ich nur, daß ich dereinst einen solchen geschickten Vertheidiger vor Gottes Throne haben möge, der dem ewigen Herrn all mein Päckchen menschlicher Fehler und Vergehen so günstig herausstreicht, daß sie mir zuletzt noch als Tugenden angerechnet werden. Laß Er nur die Trompeter zur Tafel blasen, Herr von Reckrodt, wir

kommen gleich. Und der Herr ist mit Seiner Tochter mein Gast", wendete er sich zu Doctor Angelo. „Habe ich Seiner seligen Frau Mutter Kräuteraufgüsse genossen, ist es nicht mehr als billig, daß der Herr auch meine Küche sich gefallen läßt."

Doctor Angelo verbeugte sich tief.

Zufällig richtete sich des Kurfürsten Blick nach der Thür des Saales und er rief laut: „Ei, Herr Graf Sternberg! Nur näher, immer näher!"

Der Angerufene folgte dem an ihn ergangenen Rufe.

„Ich habe für den Herrn eine angenehme Commission."

„Ew. Durchlaucht wollen gnädigst über mich befehlen."

„Der Herr ist der jüngste der Cavaliere und ich meine, es kommt Ihm daher auch der Vorzug zu, diese schöne Signora, welche uns alle so sehr entzückt hat, zur Tafel zu führen."

Graf Sternberg antwortete mit Begeisterung: „Durchlaucht erzeigen mir hohe Gnade. Wo gäbe es einen Cavalier, der solchem Befehle nicht mit voller Seele nachkäme!" Und sich der Signora nahend, redete er sie in geläufigem Italienisch an, sie um die Gunst bittend, für diesen Abend ihr Ritter sein zu dürfen.

Schweigend und zugleich im Gesicht von einem tie-

fen Roth übergossen, verneigte sich Cornelia, den Arm Sternberg's annehmend.

Der Kurfürst gab, zu seiner Gemahlin tretend, das Zeichen zum Aufbruche nach dem im Schlößchen befindlichen Speisesaale — von draußen erschallte eine schmetternde Fanfare der Hoftrompeter; der Octoberabend, von dem bereits am Horizont erscheinenden Mond verschönt, senkte sich sanft auf die Weingelände und all den Jubel nieder, der Hunderte froher Menschen auf diesem kleinen Fleck Erde vereinte.

Während die Hoftrompeter im Freien vor dem Schlößchen lustige Stücklein bliesen und die Gebäude durch zahlreiche buntfarbige Lampen illuminirt wurden, von der angrenzenden Weinbergen her Böllerschüsse und Jauchzen durch den stillen Abend drangen, ergötzten sich auch alle, die zum Hofe zählten oder sonst zu demselben in Beziehung standen, an langen Tafeln an freigebigen Weinspenden aus der kurfürstlichen Kellerei, was natürlich bei den Meisten dem Humor die gefesselten Schwingen löste. Nur der Registrator Voigt, Evchen's Vater, konnte sich nicht in die gute Weinlaune hineinfinden, obwohl er dem Kruge nicht wenig zusprach. Ihn schmerzte es tief, daß sein Schwiegersohn in spe sich so auffallender Weise heute von ihm fernhielt, was doch sonst gegen dessen Gewohnheit war.

„Der will doch nicht abspringen?“ sagte er zu seiner Frau, und auf der Stirne schwoll dem heißblütigen Mann die Zornader wie eine von hartem Schlage herrührende Schwiele auf. „'s sieht mir fast so aus. Soll mich Gott —“

„Vater“, beschwichtigte seine Ehehälfte, dem Grollausbruch bei dem im nüchternen Zustande schon sehr leicht Gereizten und jetzt, wo der reichlich genossene Wein ihm alles Blut zu Kopf und Herzen trieb, zu einem unliebsamen Exceß gar sehr geneigten Manne zuvorkommend, „was sind das nur für abscheuliche Gedanken, die Dir da durch den Kopf fahren! Man möchte bei Dir jeden Tag ein paarmal vor Angst sterben, weil Du bei Allem gleich in Harnisch geräthst, als wär's Land verrathen, und ich bins doch sicher, daß der Hof-Wundarzt nicht mit einer Silbe daran denkt, den Schlechten gegen uns zu spielen.“

„So? Bist sicher? Hm, ich nicht, ich ganz und gar nicht. Soll mein Eidam werden, war mit mir bisher ein Herz und eine Seele, konnte gar nicht leben, ohne daß er mit uns umging, und heute, weil ein paar leipziger Doctoren zu ihm auf Besuch gekommen sind, geht er mir aus dem Wege, als müßte er sich meiner schämen. Soll mich Gott! Ist denn ein kurfürstlicher Registrator vor solchen Doctores Schund?“

„Ach, Thorheit!“ entgegnete die Frau; „wirst dem lieben Herrn noch Hochmuth zur Last legen. Der hat keine Ader von Dünkel in sich.“

„Meinst Du das wirklich, Weib? Sag' die Wahrheit!“

Da die Frau glaubte, daß ihre aufrichtig ausgesprochene Meinung ihn beruhigen werde, sagte sie ohne weiteres:

„Auf die Rede könnte ich's heilige Abendmahl nehmen und hätt's mit keiner Sünde im Herzen genossen.“

Der Registrator schlug eine helle Lache auf und sprach:

„So habe ich also Recht, er will abspringen abspringen will er, nachdem er's Mädel ins Gerede gebracht und uns zu Narren gehabt hat. O du neunmal kluges Weibsbild, sind denn Deine fünf Sinne so lahm geworden, daß Du nicht einsiehst, wie da etwas dahinter sein muß, daß er sich vor uns wie vor Pestkranken salvirt? Gestern Abend waren wir noch seine herzlieben Freunde und heute — heute! hahaha! ich will Dir das Räthsel lösen, weil Du so blitzhageldumm bist, nichts zu merken, wo's doch wie mit fingerlangen Buchstaben gedruckt vor Dir stehen sollte. Seine guten Freunde aus Leipzig haben ihm eine Heirathspartie vorgeschlagen, wo er einen ordentlichen Batzen Geld mitkriegt, und das hat bei ihm durchgeschlagen. Ich kann meinem Evchen freilich nur

eine Ausstattung mitgeben, aber keine klingende Aussteuer, denn ich bin kein Spitzbube an meinem kurfürstlichen Herrn, wie er leider Gottes so viele im Brode hat. Da liegt's, Du kurzsichtiges Weibsbild! Mich macht Keiner dumm; ich registrire mir Alles und dann gibt ¡eins das Andere."

Ein tüchtiger Zug aus dem Weinkruge steigerte den Groll des gallsüchtigen Mannes noch mehr; die Frau saß in voller Angst neben ihm; sie fürchtete Schlimmes durch sein heftiges Zorntrinken und doch konnte sie ihm beim besten Willen nicht widersprechen. Des Hofwundarztes heutiges Benehmen war wirklich auffallend; er hatte sich absichtlich von ihnen abgesondert, nur mit seinen leipziger Freunden sich beschäftigt, als wären sie, Registrators, für ihn gar nicht in der Welt. Während die italienische Sängerin den Hof entzückte, hatte er weit entfernt von ihnen auf der Gallerie gesessen, und sie hatte mit Erstaunen bemerkt, daß er höchst selten einmal einen Blick nach Evchen richtete, dann aber das Auge wie erschrocken, als läge im Schauen nach ihr ein Unrecht, schnell wieder von ihr abwendete. Bei ihr hätte er sitzen sollen, das wäre als ihr Zukünftiger sein Platz gewesen, wenigstens hätte er sie dann gleich aufsuchen, sich entschuldigen müssen; auch davon hatte er abgesehen und sich nur zu seinen leipziger Freunden und

den Hofdoctoren gehalten, wo er sicher war, daß des Anstandes wegen von Registrators ihm Niemand zu nahe kommen konnte.

Der Frau Registrator war recht seelensbange, was daraus entstehen werde, denn sie kannte ihres Mannes Gemüthsart nur zu gut. Geschah ihm ein Unrecht, so ließ er nicht nach, bis ihm sein Recht geworden war, und deshalb hatte er viele Feinde. In das muntere Treiben vor sich mit theilnahmlosen Blicken sehend, gewahrte sie plötzlich den Hofwundarzt, der allein langsam in dem großen Saale, wo so lustig gezecht und gelärmt wurde, daher kam, da- oder dorthin nickend, von woher man ihm Grüße zurief.

„Da ist er, Vater!"

„Wo?" fragte der Registrator, das bereits weinschwere Haupt emporhebend. „Soll mich Gott — da ist er! Hm, Herr Hofwundarzt! Herr Walther! Wär's dem gelehrten Herrn gefällig, zu ungelehrten Leuten, wie unsereins ist, sich zu bemühen, möcht's für uns eine unsagliche Ehre sein!"

„Vater, ich bitte Dich, sei glimpflich", flüsterte ihm die Frau im größter Angst zu. „Was braucht's denn Jemand zu wissen, daß wir —"

Zum Ausreden kam sie nicht, denn der Hofwundarzt trat schnell zu ihnen mit einem „Guten Abend!" heran-

„„Schlechten Abend!“ sollte der Herr sagen und Er hätte ins Schwarze getroffen“, brummte der Registrator.

„Habe mir solchen Empfang denken können und finde dabei nichts Erstaunenwerthes“, antwortete Herr Walther, indem er neben ihm auf der Bank Platz nahm.

„Hm, aber ich, ich, Herr! Ich bin schon halb und halb des Teufels geworden von Gift und Galle über Ihn.“

„Nun, da hat Er, mein liebster Registrator, sie auf den Unrechten gemünzt, was ich Ihm haarklein beweisen werde.“

„Wie wäre das?“ fragte der grollige Kanzleibeamte. „Will der Herr mich dumm machen?“

„Fällt mir nicht ein. Höre Er mir nur zu; aber eins verspreche Er mir im voraus. Fahre Er nicht auf wie ein Wirbelwind nach Seiner gewöhnlichen Weise, wenn Ihm etwas nicht gefällt. Ich habe mich auch bezähmen müssen, als die gnädigste Frau Kurfürstin mit mir heute über Sein Evchen sprach.“

„Ueber mein Evchen?“ fragte der Registrator, die Augen weit aufreißend. „Soll mich Gott — ich wüßte doch gar nicht, was die gnädigste Frau Kurfürstin — nun, nun, rede der Herr nur, man wird's ja hören.“

Die Frau saß wie versteinert, so hatte der Schreck auf sie gewirkt.

Der Hofwundarzt erzählte, die gnädigste Frau Kurfürstin habe ihn heute Morgen rufen lassen und ihm eröffnet, daß er als vernünftiger Mann von seinem christlichen Vorhaben, Evchen zu heirathen, abstehen müsse, denn das junge Mädchen hätte ihr ein offenherziges Geständniß abgelegt, wie es sich höchst unglücklich fühle durch den Gedanken, die Seinige werden zu sollen, und als er, schreckhaft überrascht von dieser Zusprache, geäußert, daß er des Vaters Wort habe, Evchen solle sein Weib werden, sei die gnädigste Frau Kurfürstin ärgerlich geworden und habe ihm entgegnet, ob er denn wirklich glaube, daß einem Weibsbilde in so wichtiger Sache, wo es sich um ein ganzes glückliches oder unglückliches Leben handle, gar keine Stimme zustehe? Und wie er gefragt, wem denn Evchen ihre Hand geben wolle, sei ihm die Antwort geworden, daß sie, die Frau Kurfürstin, darüber zu sprechen sich noch nicht gedrungen fühle; sie wünsche vor der Hand nichts weiter, als daß er als vernünftiger Mann zurücktrete. Das sei zu seinem eigenen Nutzen, denn eine unglückliche Ehe wäre für beide Gatten das Trostloseste und Entsetzlichste, was es unter der Sonne nur geben könne. Sie habe darauf sein Versprechen gefordert, in diesem Sinne handeln zu wollen, und er habe es der durchlauchtigen Frau zugesagt, so schmerzhaft es ihm auch gewesen, worauf sie ihn gnädigst entlassen.

Das sei die Ursache gewesen, weshalb er sich heute so absichtlich fern von ihnen gehalten, denn es hätte ihm fast das Herz abgedrückt, und er habe den Kummer, so bitter sich enttäuscht zu sehen, nach seinen Kräften in sich verschlossen.

Eine lange Pause folgte.

Der Registrator war wie von einem Blitze betäubt, der jähe Schreck und der vorherige Weingenuß trieben seine Sinne im Kreise umher. Fast lallend fragte er:

„Mein Evchen soll also einen heirathen, den ich nicht, gar nicht kenne? Wessen Kind ist's denn eigentlich? Wessen? Ich will's wissen! Das soll mir die Frau Kurfürstin auf der Stelle sagen. Soll mich Gott — das wäre etwas ganz verflucht Neues, wenn unsereins — unsereins —"

Der Mann war aufgetaumelt, um seinen Vorsatz, die Kurfürstin zur Rede zu setzen, auszuführen; aber war auch der Geist willig, war doch das Fleisch schwach. Aerger, Schreck und starker, ungewohnter Weingenuß hatten dem sonst so nüchternen Manne Kraft und Gleichgewicht genommen; ohne Mühe drückten ihn seine Frau und der Hofwundarzt auf die Bank zurück, und wie einer großen Uebermüdung verfallend, lehnte er den schweren Kopf an die Wand, vor sich hinredend; aber allmälig wurde dies Lallen schwächer, stockte und erlosch endlich ganz.

„Gott im Himmel, wie soll ich den Mann nur in die Stadt hineinbringen!" klagte die Frau Registrator.

„Ich werde Sorge dafür tragen, Frau. Lasse Sie ihn hier ruhig ein paar Stunden schlafen, bis das Feuerwerk vorbei ist, dann kann er in dem Wagen nach Hause fahren, der mich und die beiden leipziger Herren herausgebracht, ich finde für uns schon ein anderes Unterkommen. Es ist von Glück zu sagen, daß er sich jetzt in dem Zustande befindet; bei seinem leicht gereizten Temperament hätte er eine grobe Unschicklichkeit begehen können. Morgen früh stelle ich mich zeitig bei ihm ein, das Weitere dann."

Für die Frau Registrator war das ein sehr trauriges Weinlesefest geworden. Sie saß hier so verlassen, so ganz allein mit ihrem Kummer, denn als draußen die Böller krachten, stürmten alle zum Feuerwerk hinaus, das dem Schlößchen gegenüber abgebrannt wurde. Franz Pachhalbel führte die beiden Mädchen; aber da war kein Zusammenhalten möglich, der Weingott hatte die Schranken des Standesunterschieds gewaltsam gelöst, man drängte in der lustigsten, angeheitertsten Stimmung vorwärts. Bei diesem gewaltsamen Vorschieben waren Evchen und ihre Freundin von ihm weggedrängt worden, er sah sich bald allein, aber eben auch in der Unmöglichkeit, sie zu suchen, denn der Men-

schenknäuel um ihn war so dicht, daß er nur noch der Nothwendigkeit gehorchen konnte, mit diesem gewaltsamen Strome zu schwimmen, der ihn rasch den Bänken nahe brachte, die, von den Hofdienern bewacht, zur Aufnahme jener vornehmen Personen dienten, die an den wenigen Fenstern des Speisesaals, von wo der Kurfürst mit seiner Familie dem Feuerwerk zusah, keinen Platz fanden.

In dieser allgemeinen Verwirrung war das Zeichen zum Beginn des Losbrennens gegeben worden und sausend zischte ein halbes Hundert Raketen in den Abendhimmel hinauf; ein allgemeines „Ah!“ flog von Munde zu Munde, aller Augen waren auf das feurige Schauspiel gerichtet.

Franz Pachhalbel stand in den vordersten Reihen. Plötzlich hörte er hinter sich flüstern:

„Signor! Signor!“

Er sah sich um und erblickte zu seinem größten Erstaunen Signora Cornelia.

Ein Lächeln überflog ihr schönes Gesicht.

„Ich bin gewaltsam von den Bänken getrennt worden“, flüsterte sie. „Es ist vielleicht meine Schuld gewesen, aber ich beklage sie nicht, da Sie gewiß mein Schützer sein werden.“

„Signora, wenn ich diesem Zufall, der mich so glücklich macht, Sie nach meinen Kräften vor Ungebühr

schützen zu können, schon dankbar bin, so bin ich es noch mehr für das Vertrauen, welches Sie gegen mich äußern", sagte er.

Ein in die Menge niedersausender Raketenstab brachte abermals ein großes Gedränge zu Wege; aber dieses augenblickliche Mißgeschick war für Franz Pachhalbel eine außerordentliche Begünstigung.

Um die Dame vor dem heftigen Drängen zu bewahren, sah er sich genöthigt, den Arm fest um sie zu legen, sodaß sie ihm zur Seite stand. Sie äußerte kein Befremden; im Gegentheile schien sie sich des ihr werdenden kräftigen Schutzes zu erfreuen und lehnte sich vertrauensvoll an ihn an. Als das Feuerwerk zu Ende war, geleitete er sie nach dem Schlößchen zurück.

„Ich bin Ihnen eine beschwerliche Last geworden", sagte sie leise.

„Signora, ich habe noch keine so selige Viertelstunde in meinem Leben genossen als diese", antwortete er.

„Soll ich das als Wahrheit nehmen?" fragte sie, mit den dunklen blitzenden Augen in die seinen schauend, als wolle sie in seiner Seele lesen.

„Gott verwerfe mich, wenn nur ein Hauch von fader Schmeichelei —"

„Pst! nicht so laut — wir sind nicht allein", fiel sie ihm ins Wort.

Beider Augen versenkten sich nach dieser von ihr ausgehenden Warnung in einander; es war ein langer Blick, unter dem der junge Mann von der Gewalt einer Empfindung, die wie die Wehen eines schnell von Kälte in Hitze wechselnden Fiebers ihn durchrieselte, so heftig ergriffen wurde, daß seine Hand, in welcher die ihre ruhte, merkbar zitterte.

„Fürchten Sie sich vor mir?" scherzte die Signora, der seine Aufregung nicht entgehen konnte.

„Mir ist unendlich wohl und ich fürchte nur eins."

„Was?"

„Daß mein Glück, in Ihrer Nähe zu sein, wie ein Traum schnell zu Ende sein wird."

Erst überflog ein reizendes Lächeln das anmuthige Antlitz der schönen Fremden, doch bald wurde es von einem Sinnen verscheucht, als sei ihr plötzlich ein Gedanke gekommen. Er fühlte einen Händedruck von ihr und die leisen Worte: „Man kann Träume festhalten", drangen in sein Ohr.

„Darf ich? Darf ich?"

Ein stummes von einem feinen Lächeln begleitetes Kopfnicken war ihre Antwort.

Sie hatten den Eingang ins Schlößchen erreicht, wo ihnen Doctor Angelo, der seine schöne Tochter gesucht und voll Bekümmerniß, da er sie nirgends erblickt, hierher

zurückgekehrt war, ihnen entgegentrat. Er war voll Dankes für Franz und betheuerte, nie werde er ihm diesen seiner Tochter erwiesenen Ritterdienst vergessen. Sie schieden von einander und ein seelenvoller Blick Cornelia's brannte als stille Verheißung eines unter dem Siegel des Geheimnisses ihm erschlossenen Glückes in des jungen Mannes Seele.

Aus dem Gewühle hinausstürmend, denn es hatte für ihn auch nicht mehr den entferntesten Reiz, wanderte er in der vom Mondlicht durchflossenen Nachtstille durch den Wald allein nach der Stadt zurück. In seinem Herzen tobte ein gewaltiger Aufruhr, er sah sich in ein Gewirre von Empfindungen hineingerissen, die ihn ängstigten und doch auch wieder beglückten. Unter dem Einflusse der siegreichen Leidenschaft für Cornelia erlosch seine frühere Neigung für Evchen. Freilich durchschauerte ihn der Vorwurf einer Untreue an dem ihn so mit voller Seele liebenden Mädchen, aber der Gedanke an Signora Cornelia glich in seinem Uebergewichte, unter dem jede Selbstanklage schnell wie verweht dahinschwand, dem gewaltigen Einflusse des Mondlichts, vor dem meist, wie man zu sagen pflegt, die nächtlichen Wetterwolken machtlos dahinschwinden.

Jugend und heißes Blut unterstützten in seinem Herzen eine Leidenschaft, die riesig schnell jedes

Nachdenken, jede andere Empfindung bei ihm überwucherte.

Dem Tage froher Lust folgten Tage großer Besorgniß für den dresdener Hof fast gespenstisch auf dem Fuße nach. Herzog Friedland hatte, nachdem, wie schon erwähnt, die Sachsen, um ihr eigenes Land vor seinem Anmarsche zu decken, Schlesien in Eile verlassen und ihre schwedischen Bundesgenossen, mit denen sie ohnehin in schlechtester Kameradschaft lebten, der Wallensteinischen Uebermacht preisgegeben, den vor Trzka flüchtigen Kurfürsten von Brandenburg gezwungen, einen vierwöchentlichen Waffenstillstand mit ihm abzuschließen, in dessen Frist Verhandlungen wegen seines Beitritts zur kaiserlichen Partei gepflogen werden sollten. Eine gleiche Aufforderung war an Johann Georg ergangen, aber entschieden abgelehnt worden, nicht etwa aus übereinstimmender Abneigung gegen eine Vereinigung mit dem Kaiser, sondern weil die kaiserlich gesinnte Partei am dresdener Hofe es als ihre Aufgabe betrachtete, den durch den Feldmarschall von Arnim dem Kurfürsten lieb gemachten Plan, sich an die Spitze einer dritten Partei zu stellen, zu vereiteln.

Diese Bestrebung wurde, freilich aus ganz entgegengesetztem Grunde, von seiten der Kurfürstin unterstützt,

welche ihrem Gemahl anlag, nicht mit den Schweden zu brechen, und so ließ der von beiden Parteien eifrig bearbeitete Kurfürst Arnim's von ihm mit Begeisterung aufgenommenen Plan um so eher fallen, als der Feldmarschall fern von Dresden war, um die Garnisonen zu verstärken und die Vertheidigungsmaßregeln in den betreffenden Städten des Landes in den besten Stand setzen zu lassen. Arnim kannte seines Herrn Schwäche hinlänglich, um zu wissen, was von der Festigkeit seiner Entschließungen zu halten sei, und indem er, seiner Amtspflicht zu genügen, die Wehrkraft im Lande zu vertheilen und Sorge zu tragen, daß für möglicherweise kommende Entscheidungsfälle Alles bereit sei, fern von Dresden sein mußte, verlor er jede Hoffnung, seinen eigenen Lieblingsplan, eine dritte Partei in Deutschland zwischen dem von ihm ebenso wie die Schweden gehaßten Kaiser und Frankreich zu bilden, durch kurfürstlichen Entschluß aufrecht erhalten zu sehen, da ihm das Parteitreiben am dresdener Hofe nicht fremd war.

Anfänglich schien es, als habe die entschiedene Zurückweisung dem Herzog Friedland imponirt; er blieb in Schlesien, wo kein Schwede mehr die kleinste Scholle sein nannte; plötzlich jedoch lief die Schreckensbotschaft in Dresden ein, der Herzog sei mit seiner ganzen Armada in die Lausitz eingerückt. Die Hiobsposten mehrten

sich von Tag zu Tage. Man hatte Hoffnung auf das Unwetter gesetzt, welches sich in allen Schrecken eines feindlichen Herbstes überbieten zu wollen schien, nachdem so lange einer der prächtigsten Nachsommer gewesen war; aber diese Hoffnung erwies sich als eine zu früh und ganz ohne alle Kenntniß des ernsten, alle Hindernisse verachtenden Willens des Herzogs gefaßte.

Trotz des abscheulichsten Herbstwetters, das mit eisigen, strömenden Regengüssen in wenig Tagen die Wege in einen Sumpf verwandelt hatte, und der furchtbaren Stürme, die dazwischen brausten, rückte die Friedländische Armada vor Görlitz, das ihr einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzte. Aber der Uebermacht mußte die Tapferkeit des sächsischen Commandanten weichen. Die Friedländischen, wüthend, sich hier aufgehalten zu sehen, nahmen die Stadt mit Sturm, und statt seines Gegners Muth zu ehren, opferte Wallenstein den Commandanten seiner Rache und ließ ihn erschießen, indem er durch dies Bubenstück an einem tapfern Manne zugleich jedem andern sächsischen Offizier, dem die Pflicht oblag, einen seiner Obhut anvertrauten Platz zu vertheidigen, ein Warnungsbeispiel aufstellte, wie er die Treue strafe. Das damalige Heerwesen war durchaus nicht der Art, um Winterfeldzüge im Nu in Scene zu setzen. Die kursächsischen Truppen lagen im Lande zer-

streut, weit aus einander; ehe sie zusammengezogen wurden, was bei dem schlechten Wetter mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft war, konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß Herzog Friedland mit seiner Armada vor Dresden stehen werde, und wie gerecht diese Befürchtung war, ergab sich aus der unerwartet schnell anlangenden Nachricht, daß der Commandant von Budissin in Schrecken gesetzt durch das über seinen Kameraden in Görlitz vom Herzog verhängte Todesurtheil, es nicht erst zu einem Sturme kommen ließ, sondern dem Friedländer die Thore öffnete.

Diese Nachricht verbreitete in der kursächsischen Residenz außerordentliches Entsetzen. Was zu erleben in Aussicht stand, wenn des Herzogs wilde Soldateska sich zum Herrn der Hauptstadt machte, bedurfte keiner besondern Prophetengabe und ein guter Theil der hierher Geflüchteten bereitete sich zu neuer Flucht vor.

Johann Georg's heitere Laune war mit einem Male in den tiefsten Ernst verwandelt. Die einzigen Helfer, die ihn und sein Land hätten schützen können, die Schweden, waren fern und von ihnen durfte er, selbst wenn sie nahe gewesen, keine Hülfe erwarten, denn er war ihnen einer jener Bundesgenossen, dessen Aufrichtigkeit bereits lange schon ins Reich des Zweifels gehörte. Seine Räthe waren rathlos; feig genug, um ihres Herrn Gut-

müthigkeit auszunutzen, wenn sie Vortheile für sich dadurch erwarben, wußten sie jetzt keinen andern Rath, als daß er sich mit seiner Familie der drohenden Gefahr einer Gefangennahme entziehe.

Voll Scham über diese Zumuthung trat Johann Georg in das Zimmer seiner Gemahlin, bei der sich ihre Tochter, Prinzeß Lenchen, und Signora Cornelia befanden, welch letztere der jungen Fürstentochter Unterricht in der italienischen Sprache ertheilte und dabei selbst ihre Kenntnisse in der deutschen vermehrte, denn die Kurfürstin machte die Vermittlerin zwischen der Lehrerin und der Schülerin. Auf einen Wink der durchlauchtigen Frau verließen die Prinzeß und Signora Cornelia das Zimmer und begaben sich ins Nebengemach. Johann Georg ging mit schweren und sehr ungleichen Schritten auf und nieder.

„Ist Ew. Liebden etwas Unangenehmes widerfahren?“ fragte die Kurfürstin.

„Ja, man will mir eine Schande auf den Hals wälzen“, sprach der Gefragte und der Zorn ließ sein ohnehin rothes Gesicht noch röther erscheinen.

„Verhüt's Gott!“

„Ich selbst muß es verhüten!“ rief Johann Georg unmuthig; „der Herrgott hat mehr zu thun, als sich um alle Lumpereien zu kümmern, die hier unten vorgehen. Ich flüchte nicht, und sollt's mein Letztes sein!“

„Ew. Liebden sollen flüchten? Das ist's also, was die klugen Herren Räthe Ew. Durchlaucht ausgeheckt haben?"

„Das!"

Eine Pause folgte.

Die Kurfürstin durchschaute jetzt klar, wie günstig ihr die zornige Stimmung ihres Gemahls sei, um die ihr verhaßte kaiserliche Partei aus dem Sattel zu heben und sie in des ihnen nur allzusehr vertrauenden Herrn Augen als ihn Uebelberathende erscheinen zu lassen.

„Diese Kerls haben nichts zu verlieren von ihrer Ehre; sie würden dem schwärzesten Beelzebub mit ganz derselben Unterthänigkeit und Schweifwedelei dienen, wie sie Ew. Liebden bedient haben in allen bisherigen Fällen. Sei's Gott geklagt, daß ein lutherischer Herr und erster deutscher Reichsfürst Leute um sich hat, die vor jeder vergoldeten Hand einen höflichen Kratzfuß machen und, wenn guter Rath theuer ist, frech genug sind, ihrem guten Herrn eine Schande zuzumuthen."

„Lieber sterben, als mich mit dieser Schande bedecken!" stieß der Kurfürst zornig hervor.

„Von den Schweden haben sie Ew. Liebden so gut wie abgerissen; bei denen ist's kein Geheimniß mehr, was sie von Ew. Liebden zu halten haben, und ich denke, daß das ein Unglück ist, welches sich dermaleinst erst in seiner

ganzen Traurigkeit zeigen wird, wenn nicht etwas aufgefunden wird, was demselben abhilft."

Der Kurfürst blieb mitten im Zimmer stehen und entgegnete sehr ernst:

„Mit dem hochseligen Schwedenkönig konnte ich als erster deutscher Reichsfürst Bundesgenossenschaft machen. Er war ein mir gleich hochgeborener Herr und Gott hatte ihn als Held zur rechten Zeit für seine deutschen Glaubensbrüder geschickt, unserer heiligen Sache Siege zu erfechten. Mit seinem glorreichen Heldentode erlosch die Mission der Schweden in Deutschland. Es würde eine sehr beklagenswerthe Ansicht sein, wollte ich dieselbe große Mission, welche dieser Heldenkönig mit seinem kostbaren Blute besiegelt hat, als die seiner nachgebliebenen Armada und ihrer Obersten anerkennen, wollte ich mit ihrem Reichskanzler Oxenstierna einen Bund schließen, wie mit seinem Herrn und König. Ich würde mich derselben Vergeßlichkeit all meiner fürstlichen Reputation schuldig machen, wie die Calvinischen es für gut fanden, ihre Ehre an solch Bündniß zu wagen. Es ist unmöglich, daß ich, der Evangelischen Haupt und Erster, eines schwedischen Edelmannes Mitkämpfer werde. Mögen meine Herren Vettern von Weimar ihn auch als ihren gnädigen Gebieter anerkennen, bei dem sie um Länder betteln, ich will die Nachrede nicht

mit ins Grab nehmen, daß deutsche Fürsten und Völker dereinst von mir sagen: Sein Kurhut und der eines Bettelmanns unterschieden sich durch nichts von einander; er verstand es, den Kurhut so umzudrehen, daß jede milde Gabe wie in eines Bettlers Hut hineinfallen konnte."

Nur große, ihm ganz besonders am Herzen liegende Motive konnten den Kurfürsten veranlassen, in längerer Rede sich zu ergehen; bei gewöhnlichen Dingen beharrte er bei einer Einsilbigkeit, die im engsten Zusammenhange mit der Behaglichkeit stand, welche seines Wesens递 Haupttheil ausmachte. Seine durchlauchtige Gemahlin erkannte die falsche Fährte, auf der sie war, und nach einigem Nachdenken fand sie es für ersprießlich, ihn, der sich wie schwer ermüdet auf einen Stuhl niedergelassen und seine Stirn in die hohlen Hände gelegt, die Ellbogen auf die Kniee gestützt, in dieser vorgebeugten Stellung den durch seinen Kopf flutenden Gedanken Audienz gab, auf andere Weise zu einem energischen Ermannen aus seiner Bedrängniß aufzustacheln. Sie erinnerte sich rechtzeitig, wie sehr ihn der vom Feldmarschall von Arnim ihm in die Seele geblasene Gedanke, an der Spitze einer dritten Partei zu stehen, emporgeschnellt hatte. Gelang es ihr, für diese Idee ihn abermals zu begeistern, so war es möglich, in der üblen Lage schnell eine günstige

Wendung herbeizuführen. Sie erkannte, was das Nothwendigste war unter den jetzt obwaltenden Umständen, nämlich Zeit gewinnen. Nur dies konnte jetzt das einzige und wichtigste Augenmerk sein. Sie calculirte sehr treffend, daß in einer so bedrohten Lage wie die jetzige jede Parteilichkeit beiseite geschoben und nur nach dem gegriffen werden müsse, was dem übermächtigen Feind die Waffe aus der Hand winden könne. Welche Ableitungen sich daraus ergäben, war freilich nicht vorauszusehen, indeß die politischen Schachzüge waren ja stets der Art, daß sie mit einiger Klugheit parirt werden konnten.

Indem die Kurfürstin diese Anschauung zu der ihren machte und die Ueberzeugung festhielt, daß des Herzogs Friedland Eitelkeit dadurch, mit dem ersten deutschen Reichsfürsten und dem Oberhaupte der lutherischen Partei in eine freundschaftliche Verbindung zu treten, sich besonders geschmeichelt fühlen werde, erkannte sie zugleich, daß sie ihren Gemahl von den Einflüsterungen seiner Räthe losreiße und sie selbst dann sich zur alleinigen Leiterin seiner politischen Handlungen erheben könne, ein Gedanke, der in der Seele dieser klugen Frau, welche mit tiefem Kummer die Halbheit der politischen Maßnahmen gesehen hatte, die ihrem Gemahl in den Augen der Welt und vorzüglich der lutherischen Partei so ungemein scha-

deten, daß man schon das Vertrauen zu ihm zu verlieren begann, schnell Wurzel schlug.

Immerhin blieb es ein schweres Stück, ihren so wenig zu einer kraftvollen, erlösenden That befähigten Gemahl zu einer solchen Bestimmung zu treiben, aber die Kurfürstin bot alle ihre Beredtsamkeit auf, und es war die tiefe Indignation, welche er über den Rath seiner Geheimräthe, durch Flucht sich und seine Familie zu sichern, empfand, welche ihr ganz besonders bei ihrem Unternehmen günstig war. Johann Georg schenkte ihr mehr und mehr Aufmerksamkeit, und das Resultat ihrer ihm gemachten Vorstellungen war das ihr erwünschte und von ihr beabsichtigte, durch eine geheime, Niemand bekannte Zusammenkunft zwischen ihm und dem Herzog Friedland an einem dritten Orte in der üblen Lage, in der er sich befand, eine Veränderung herbeizuführen.

„Ew. Liebden können dabei nichts an Ihrer Reputation einbüßen", bewies sie, „denn indem Sie mit dem kaiserlichen Generalissimus conferiren, machen Sie es zugleich dem wiener Hofe unmöglich, irgend eine Beschuldigung gegen Sie zu erheben. Seitens unserer lutherischen Partei bleibt Ihre Besprechung mit dem Friedländer Geheimniß, da solche Anstalten getroffen werden müssen, daß selbst der Alles aufspürende Verrath keine Gewißheit darüber erlangen kann. Wenn ich Ew. Liebden

ein gänzliches Verleugnen oder, wie die Franzosen es zu benennen pflegen, Desavouiren der Ihnen vom Feldmarschall Arnim gemachten Mittheilungen hinsichtlich der Pläne des Herzogs anempfohlen habe, so geschah dies blos, um Sie vor jedem Schein einer gewissen Theilnehmerschaft an solchem auf Seite des Friedländers dem Verrath am Kaiser ganz ähnlich sehenden Gebahren zu bewahren. Sie wünschen die geheime Besprechung mit dem Herzoge nur aus eigenem Antriebe, nur von dem Drange erfüllt, den Frieden für Deutschland anzubahnen, nicht auf eine Anregung des Friedländers, und stehen mithin in vollster Selbstständigkeit als deutscher Kurfürst. Er selbst muß Ihnen kommen, seine geheimen Pläne vor Ihnen enthüllen; Sie haben ihn, er nicht Sie in der Hand."

Der Kummer Johann Georg's entfloh so sichtbar, daß sein stark geröthetes Antlitz einen schwere, finstere Regenwolken durchbrechenden Sonnenaufgang im Kleinen darstellte. Ganz heiter geworden, reichte er seiner Gemahlin die Hand mit der ihn so eigenthümlich auszeichnenden heitern Gutmüthigkeit, indem er scherzend sprach:

„Ich ernenne Ihro Durchlaucht zu meinem ersten und einzigen Geheimrath."

„Wenigstens haben Ew. Liebden in diesem Falle nie

zu befürchten, daß Ihre Ehre als Erster der deutschen Kurfürsten wissentlich auch nur um einen Deut verringert werde, denn Ihre Ehre ist die meine, ist die meiner Kinder. Es ist dies der Unterschied zwischen mir und Ihren bezahlten Räthen, bei denen mir immer unwillkürlich das Evangelium von den Miethlingen einfällt, die ihres Herrn Heerde nicht vor dem einbrechenden Wolfe, wohl aber ihr eigenes theures Leben zu sichern wußten."

Der Kurfürst lächelte, er kannte die bei seiner Gemahlin tief begründete Abneigung gegen einige seiner Lieblinge; aber er hielt es nicht an der Zeit, jetzt deren Vertheidiger zu sein. Ihm lag es daran, die Art und Weise kennen zu lernen, durch welche seine Gemahlin eine geheime Besprechung zwischen ihm und dem Friedländer herbeizuführen für möglich halte, und er staunte nicht wenig, als sie den Doctor Angelo nannte.

„Um das Geheimniß zu bewahren, muß es ein Mann sein, der zu unserem Hofe in keiner nähern Beziehung steht", sprach sie. „Wer wird auf Doctor Angelo achten? Niemand. Dieser Italiener ist meines Erachtens nach der Einzige, dem eine solche Aufgabe anzuvertrauen ist. Er will hier bleiben, sich hier niederlassen, bereits steht er im Handel um ein Grundstück; es muß ihm also

daran gelegen sein, sich unseres in ihm gesetzten Vertrauens werth zu erweisen. Seine geistige Bildung, seine großen Kenntnisse und sein Vermögen, das ihn unabhängig macht, sprechen für ihn. Eine ganz besondere Empfehlung aber für ihn als geheimen Sendboten dürfte seine genaue Bekanntschaft mit des Herzogs Hofastrologen Zeno, seinem Studiengenossen, sein. Denken Ew. Liebden darüber nach."

Als der Kurfürst seine Gemahlin eine halbe Stunde später verließ, war der den geheimen Gesandten an den Friedländer betreffende und einer langen zwischen ihnen angestellten Erörterung anheimgefallene Punkt vollständig entschieden. Doctor Angelo wurde durch seine Tochter zu der durchlauchtigen Frau beschieden und mit ihm die nöthige Abrede getroffen. Die Kurfürstin hatte einen großen Sieg über ihres Gemahls Räthe errungen, die sich über das, was geschah, in vollkommenster Unwissenheit befanden. Zugleich hatte sie den Feldmarschall von Arnim auf die Seite geschoben, ihren Gemahl somit von dessen Einflüsterungen wie von denen seiner Räthe befreit. Das gute Glück mußte nun die weitere Entwickelung geben.

Vor Tagesgrauen noch verließ Doctor Angelo seine Wohnung, um den ihm vom Kurfürsten warm empfohlenen, schon lange krank liegenden Geheimrath Christoph

von Loß auf seinem Schlosse Pillnitz zu besuchen. Wem hätte das auffallen können? Schnelle Pferde erwarteten ihn in Pillnitz, und ehe die Sonne im Mittag stand, langte Doctor Angelo in Budissin an, wo Herzog Friedland auf der Ortenburg seine Residenz aufgeschlagen hatte und seine Truppen sich's in der Stadt auf Kosten der Bürger wohl sein ließen. Spät in der Nacht, als der Morgen schon zur dritten Stunde vorgeschritten war, rollte bereits der Wagen, welcher am frühen Morgen des vergangenen Tages den Doctor Angelo nach Pillnitz gebracht hatte, wieder durch die schlafstillen Gassen der kursächsischen Hauptstadt nach dem goldenen Löwen. Die Mission des Arztes war vollkommen gelungen. Herzog Friedland hatte eine geheime Besprechung mit Johann Georg zugesagt, und der Schleier des Geheimnisses verhüllte diese wichtige Angelegenheit vor den neugierigen Augen der Welt.

Wie immer kleinere Ereignisse vor größern oder großen verschwinden und in den Hintergrund der Nichtbeachtung zurücktreten, so war es auch der Fall bei der Kurfürstin hinsichtlich einer Audienz, zu der sich bei ihr der Registrator Voigt hatte melden lassen. Der Mann zeigte einen auffallend widerhaarigen Charakter. Gleich einer Bergeslast lag der Gedanke, ihm sei ein Unrecht geschehen, ein Eingriff in sein Vaterrecht wider-

fahren, auf seiner Seele, und mit Erstaunen hörte die durchlauchtige Frau zum ersten Male in ihrem Leben, daß ein Bürgerlicher sich in Beziehung auf sein Recht als Vater nicht um ein Haar geringer als der Kurfürst selbst halte.

„Er ist wohl nicht recht bei Sinnen, daß Er vor mir so aufbegehrt, als hätte ich Ihm Gott weiß welches Leid angethan", redete die durchlauchtige Frau.

„Wenn es wahr sein sollte, daß ich nicht recht bei Sinnen wäre, so würde es kein Wunder sein; das hätte ich nur Ihro Durchlaucht zu danken", antwortete der gallige Mann.

„Schweige Er!" befahl die Kurfürstin zornig. „Ich hätte nie geglaubt, daß Er so unverschämt sein könnte, meinen guten Willen mir als eine Schuld auszudeuten. Jeder Andere wäre froh, wenn sein Kind vor einer unglücklichen Zukunft bewahrt wird, und würde mir Dank wissen für meine Sorge."

„Ich aber nicht", entgegnete der Registrator. „Ich gestatte Niemand, wer es auch sei, einen Eingriff in mein Vaterrecht. Das habe ich von Gott empfangen. Wer mich dessen beraubt, sich dasselbe anmaßt, erniedrigt mich vor mir selber. Hat Gott mich für würdig gehalten, Vater eines Kindes zu sein, so hat er mich auch mit dem Rechte begabt, das einem Vater zusteht. Glau-

ben Ihro Durchlaucht, daß es für einen armen Mann ein Kleines ist, seine Kinder zu erziehen? Nein, da gibt's tausend Sorgen und Kümmernisse, von denen vornehme Leute nichts wissen. Uns geben keine Stände eine Beisteuer zur Taufe unserer Kinder, und wenn wir sie verheirathen, fragen die Stände auch nicht, wo uns eine Aussteuer für sie herkommt. Was ist das für eine Gerechtigkeit? Das Schwere soll der arme Vater tragen, aber sein Recht, über seines Kindes Zukunft zu bestimmen, das soll nicht sein gehören? Verhüt's Gott, daß es so weit komme in der Welt; da wär's besser, man hinge den Neugeborenen gleich Mühlsteine an den Hals und versenkte sie, wo das Wasser am tiefsten ist, damit keine solche himmelschreiende Ungerechtigkeit ihren Aeltern geschehe."

Die Kurfürstin sah die Muskeln in des Mannes gelblichem Gesichte zittern; es entging ihr nicht, wie sein Blick stier vor sich hin gerichtet, sein ganzes Wesen ein vollkommen anderes war, als sie je an ihm bemerkt hatte. Eine gewaltige Veränderung war mit ihm vorgegangen. Fast gewann es den Anschein, als habe sein Verstand gelitten, denn daß er solcher harten Rede gegen sie sich unterfing, konnte nur in einer Verirrung seines Denkens begründet sein. Die durchlauchtige Frau fühlte sich von Mitleid bewegt.

„Voigt, höre Er mich an“, sprach sie nach einem kurzen Schweigen. „Ich will's nicht gehört haben, was Er da geredet hat von der Beisteuer zu Taufen der Kinder des Landesherrn und von der Aussteuer derselben, wenn sie Hochzeit halten. Es waren bittere Worte, die Ihm nur im Unverstand entschlüpft sein können, denn das sind Dinge, die althergebracht sind und zum landesfürstlichen Regal gehören. Ich halte Ihn für keinen Rebellen, ich schreib's nur Seinem närrisch aufgeregten Wesen zu; denn brächte ich diese spöttischen Brocken zur Anzeige bei meines Eheherrn Liebden, könnt's wohl geschehen, daß Er am längsten Registrator gewesen. Bedenke Er das.“

Diese Bemerkung schien tief einzugreifen bei dem Manne; ein tödtlicher Schreck breitete ein fahles Weißgelb über sein Gesicht, er fuhr sichtbar zusammen. Die Kurfürstin redete weiter:

„Er spricht vom Eingriff in Sein Vaterrecht — Er ist da in einem Irrthume, dergleichen ist mir nicht eingefallen. Den Walther habe ich nur unterrichtet von einer Täuschung, in der ich den ehrenwerthen Mann um seiner selbst willen nicht lassen durfte, nachdem ich von Evchen erfahren, daß von Liebe zu ihm keine Spur in ihrem Herzen sei. Ich meinte Ihm, Voigt, da einen großen Dienst zu leisten, denn es scheint mir ein übles Geschäft für einen Vater, einen gehofften Schwiegersohn

von solcher Hiobspost zu unterrichten. Und da redet Er von einem Eingriff in Sein Vaterrecht und bringt hier Dinge aufs Tapet, von denen, wollte ich streng mit Ihm rechten, jedes Wort eine Beleidigung gegen mich und überhaupt eine bösartige Bekrittelung altherkömmlicher Ordnung gegen Seinen Landesherrn ist."

Der Registrator stand, die Augen zu Boden gesenkt und sich auf die Unterlippe beißend, vor ihr. Es war unmöglich zu sagen, was in des Mannes Kopf vorging, da er keine Miene verzog. Nach einer Pause fragte er:

„Und wer soll denn mein Eidam werden?"

„Sein Evchen hängt mit Leib und Seele an dem Franz Pachhalbel."

„An dem böhmischen Exulanten?" fragte der Mann hastig.

„Ja", bekräftigte die Kurfürstin, welche in der Meinung stand, daß die Hast in seiner Frage eine angenehme Ueberraschung andeute. „Ich werd's bei meines Eheherrn Liebden vermitteln, daß der Pachhalbel zum Geheimschreiber beim Kurfürsten, der ihm sehr wohl will, ernannt wird."

Ueber des Registrators Gesicht lief ein merkwürdiges Lächeln und er bemerkte mit einem halblauten, aber einschneidenden Tone:

„Was ein so junger Mensch doch für Glück hat! Auf den Posten hat mancher langjähriger treuer sächsischer Staatsdiener gehofft.“

Diese seltsame Audienz, welche nach dieser neuen Wendung zur Gehässigkeit von seiten des Registrators jedenfalls sehr unangenehm zu Ende gegangen wäre, wurde durch die Meldung des Thürhüters, der Kurfürst lasse die durchlauchtige Frau zu sich bitten, unterbrochen.

„Gehe Er, Voigt, und sei Er vernünftig. Daß ich mich Seines Evchens annehme, muß Ihm ein Zeichen sein, wie ich sie lieb gewonnen habe und ihr eine glückliche Zukunft gesichert zu sehen wünsche, denn es kann nichts Traurigeres als einen Ehestand geben, wo die Leute nicht zusammenstimmen. Der Mann, welcher Zerstreuung in seinen Geschäften außer dem Hause findet, ist da immer noch nicht so schlimm daran als die Frau, die aufs häusliche Leben eingeschränkt ist und auf der dann eine Weltlast von Kummer und betrogener Lebenshoffnung liegt. Und lasse Er's dem Evchen nicht entgelten, daß sie mir gestanden, was Ihm, dem Vater, zu gestehen sie den Muth nicht hatte. Ich hab's ihr abgezwungen, weil ich bei meinen Jungfern Heimlichkeiten nicht vertragen kann. Das merke Er sich und vergesse Er dabei auch nicht, daß ich Seine schlimmen Reden nicht

gehört haben will. Mache Er diese Erinnerung an meine Gnade mit zu einer besondern Rücksichtsnahme in Seinem Benehmen gegen Evchen — hört Er?"

Die Kurfürstin begab sich nach einer entlassenden Handbewegung ins Nebengemach; der Registrator blieb noch einige Augenblicke wie gedankenlos stehen, dann verließ auch er das Zimmer; aber sein ohnehin leicht vergälltes Gemüth trug einen unheimlichen schweren Groll in sich.

Zu der Ueberzeugung, daß ein Eingriff in sein Vaterrecht geschehen sei, gesellte sich jetzt noch das bittere Gefühl einer Enttäuschung, die ihn um so schmerzlicher berührte, als sie seinen eigenen Werth als treuer Beamter in Frage stellte. Er hatte erwartet, daß die Geheimschreiberstelle, sobald sie nämlich wieder besetzt werden sollte, ihm, dem langjährigen Diener, zu Theil werden würde, und war es auch nicht allein das Entgehen des mit derselben verbundenen höhern Gehalts, durch den er seine sehr beschränkten Finanzen in einen bessern Stand zu bringen hoffte, so war es doch hauptsächlich die Uebergehung seiner Ansprüche, welche ihn so ungemein aufregte.

Er hatte anfänglich den jungen Mann durch freundliche Anweisung in der ihm übertragenen Kanzleiarbeit unterstützt, da Pachhalbel keine Kenntnisse darin besaß;

aber die Bevorzugung, deren der letztere sich von seiten des Kurfürsten bald erfreute, reizte ihn allmälig zu Mißvergnügen; er begann einen Nebenbuhler in ihm zu spüren, und die heutige Audienz bei der durchlauchtigen Frau überzeugte ihn, daß er sich in seiner Befürchtung nicht getäuscht hatte. Seine Hoffnungen hatten somit einen doppelten Niederschlag erlitten. Seine Lieblingsidee, Evchen mit dem Hofwundarzte, dem er persönlich sehr geneigt war, verbunden zu sehen, war gescheitert; sie sich dagegen als die Gattin des ihm vorgezogenen Fremden denken zu müssen, stachelte ihn zu einem tiefen Grolle an, der um so mehr an seinem Herzen nagte, als seine gedrückten Finanzverhältnisse ihm ein stilles Dulden des über ihn ergangenen Unrechts zur Pflicht machten. Der streng ehrliche Charakter des Registrators verlangte keine Gnadenbezeigungen, die er nicht verdient hatte; er besaß ein ungemein lebhaftes Ehrgefühl, das ihn über so manche Widerwärtigkeiten, welche stete Begleiterinnen eines gering besoldeten, mit zahlreicher Familie belasteten Beamten zu sein pflegen, hinweghalf, wenn er sich nur sagen konnte, daß er trotzdem die Achtung der Welt mit Recht beanspruchen dürfe. Jetzt sah er sich aber plötzlich in die Lage eines Mannes versetzt, der an seinem Reichthum, an seiner Ehre und Selbstachtung bankrott geworden.

Mit Mühe errang er über sich den ihm schwer werdenden Sieg, über das ihm widerfahrene Unrecht zu schweigen; er entbehrte von der Zeit an den ihm so lieb gewordenen Besuch des Hofwundarztes, der unter so veränderten Umständen sein Haus natürlich nicht mehr betrat, und sichtlich breitete sich über den an den kleinen Vorgängen in seiner Familie sonst so regen Antheil nehmenden Mann das kalte, untheilnehmende Wesen einer sich vereinsamt fühlenden Seele, die den Muth verloren hat, neue Fäden anzuknüpfen, welche ihr wieder die Freuden des Lebens nahe bringen können.

Er sprach kein Wort des Tadels gegen Evchen aus, aber ebenso erwies er ihr keine Beachtung mehr; er war ein vollkommen Anderer geworden, und wenn seine unter dieser Verwandlung schwer leidende Frau ihn mit Thränen in den Augen bat, sich doch nicht so ganz seiner Familie zu entfremden, äußerte er mit einem Tone, der ihr das Herz durchschnitt:

„Sei ruhig! Ein Vater, dem das Recht, über sein Kind zu entscheiden, genommen ist, hat keine Ursache mehr, fröhlich zu sein. Das war ein Todtschlag an mir."

In das bisher so glückliche Stillleben Evchen's war indeß kein weniger zersetzender Hauch großen Kummers gedrungen. Wennschon das Bewußtsein, im Vaterhause, sich nicht mehr heimisch fühlen zu können, sie wie ein

Fluch belastete, so mischte sich noch eine Enttäuschung für sie hinzu, unter welcher ihr Herz schwer litt.

Am selben Abend, wo das Fest der Weinlese in der Hoflößnitz mit einem Feuerwerk geschlossen wurde, hatte sie am Fenster einer der obern Kammern im Schlößchen mit Pastors Riekchen Posto gefaßt, um den seltenen Anblick dieses Schauspiels zu genießen. Als die letzten Böllerschüsse verhallt waren, drängte Evchen zum Hinabgehen, weil vielleicht die gnädige Frau Kurfürstin ihrer bedürfen könne.

„Und daß Dich dieser Diensteifer treibt, willst Du mir weis machen, Schatz?" fragte Riekchen lachend. „Thue es nicht, ich glaube es doch nicht."

„Wie Du nur immer bist! Du wirst mich wahrhaftig einmal recht bitterböse machen, wenn Du in Allem, was ich thue, nur etwas Anderes siehst", entgegnete Evchen. „Ich habe wahrhaftig nur an meine gnädigste Frau Kurfürstin gedacht."

„Das ist sehr edel von Dir, Kind; aber Du kannst versichert sein, daß Deine gnädigste Frau jetzt gar nicht an Dich denkt und daß es ganz unverantwortlich von Dir wäre, wolltest Du mich um das Vergnügen bringen, von hier oben aus den Trubel da unten mit anzusehen. Sieh nur, Liebchen, wie sie sich drängen und durcheinander wogen! Jeder möchte gern zuerst vom Platze weg

sein. Man kann bei der Hellung jeden Gesichtszug von hier aus erkennen."

Evchen hatte sich wieder an das Fenster gestellt und schaute hinab.

Es war wirklich ein komischer Anblick, den die wie gewaltsam in einander geschobene Menschenmenge bei ihren verschiedenen Bestrebungen, sich auseinander zu lösen, darbot. Da schallten lautes Gelächter, mitunter ein Angstschrei und auch einige Kernflüche herauf und es schien fast, als sei es gar nicht möglich, daß sich der dicht gedrängte Menschenknäuel auseinander wirren könne. Plötzlich rief Riekchen:

„Da ist er! Siehst Du ihn, Evchen? Dort, dort! o wenn er nur heraufsähe!"

„Ja, er ist es", stimmte Evchen bei. Darauf folgte von seiten beider Mädchen ein stilles Beobachten.

Plötzlich fühlte Riekchen ihren Arm von der Hand der Freundin erfaßt und denselben krampfhaft gepreßt. Sie hörte sie leise, als traue sie sich nicht das Wort auszusprechen, sagen: „Die Italienerin!"

Evchen hatte ganz ihren Vorsatz vergessen, zu ihrer gnädigsten Frau Kurfürstin hinabzueilen; sie stand lange am Fenster, und erst als es in dem Menschengewühle etwas lichter wurde, gingen die beiden Mädchen schweigend mit einander hinunter. Als sie auf den letzten

Stufen der Treppe angelangt waren, hielt Evchen ihren Schritt an und flüsterte der Freundin zu:

„Sage Niemand etwas davon, daß wir von da oben hinabsahen."

Riekchen zog sie an sich und sagte beruhigend: „Manches sieht viel schlimmer aus, als es ist; das vergiß nicht, Liebchen."

Sie redeten nicht mehr davon und es ließ sich auch nicht viel davon reden, denn sie hatten ja nur gesehen, daß Franz Pachhalbel mit Signora Cornelia gesprochen. Was, wußten sie nicht und der Natur der Sache nach war beider Zusammentreffen ein zufälliges, kein verabredetes gewesen. In Evchen's kindlich gläubigem Gemüth tauchte aber als Nachhall des herben Tons, der bei diesem lustigen Fest der Weinlese gleich einem schauerlichen Omen für ihre Zukunft ihr Herz berührt hatte, ein Zweifel an der Wahrheit der Liebe dessen auf, an dem sie wie an einem untrüglichen Orakel bis jetzt festgehalten; die heitern Lichter ihrer schönen Jugend drohten zu erlöschen.

Ein grauer Nebeltag überbreitete die Landschaft, unter deren Höhepunkten die Bergfeste Stolpen als einer die angenehmste Aussicht bietender erscheint. Der Nebel aber verdichtete sich allmälig so sehr, daß von der alter-

thümlichen Festung, die in jener lange verschollenen schweren Zeit, wo die Wenden, ihre Besitzer, unter dem Schwerte der Deutschen in blutigen Kämpfen fielen oder sich deren Uebermacht unterwerfen mußten, schon eine Rolle gespielt hatte, auch nicht eine Spur zu sehen und sie wie mit einem undurchdringlichen Geheimnisse umhüllt war.

Es ist bereits erwähnt, daß ein wahrhaft feindliches Herbstwetter all seine Unbilden den schönen Tagen des Spätsommers nachgeschickt hatte. Der heutige Tag ließ sich scheinbar etwas milder an, wenigstens brauste kein Sturm durch den damals noch dichten Forst, durch den sich die Straße von Dresden nach genannter Feste zieht, der aber jetzt theilweise unter der Axt gefallen ist und freundlichen Fruchtfeldern hat weichen müssen. Mit dem Alles verhüllenden Nebel war eine fast unheimliche Stille der Luft eingetreten; nur die morastige Straße zeigte noch die Wirkung der Regengüsse, welche die Tage vorher niedergeströmt waren.

In den ersten Vormittagsstunden arbeitete sich mühsam ein Wagen mit einem kräftigen Viergespann durch den lehmig weichen Boden dieser Straße hin.

„Wird sich der Nebel senken? Was meint Er, Ziegesar? Er ist ja ein Stück Wetterprophet."

„Sollte es sein, Kurfürstliche Durchlaucht", antwortete

der Oberhofjägermeister Freiherr von Ziegesar, „bin's aber leider nicht, denn ich habe mich abscheulich verrechnet in meinen letzten Vorhersagungen. Der liebe Himmel hat mich mit einer gewaltigen Nase abziehen lassen für die Vermessenheit, zu prophezeien, was er nächstens für ein Gesicht aufstecken wird."

„Ja, ja, mein lieber Herr Ziegesar, mit unsern Prophezeiungen ist nicht viel los. Ich möchte Wunder was geben, wüßte ich jetzt schon, was ich in zehn Stunden wissen werde."

Der Oberhofjägermeister sah seinen Herrn verwundert an; da jedoch dieser in die Ecke des Wagens zurückgelehnt vor sich hinsann und keine Miene machte, das kaum begonnene Gespräch fortzusetzen, so sah auch er sich genöthigt, ein gleiches Schweigen zu beobachten.

Ganz unerwartet war ihm gestern Abend der Befehl ertheilt worden, sich zur Begleitung des Kurfürsten nach Revier Fischbach um die sechste Morgenstunde bereit zu halten.

„Bei diesem Hundewetter?" fragte der Oberhofjägermeister ganz perplex; aber gegen den Befehl war keine Einwendung zu machen. Pünktlich um sechs Uhr ging die Fahrt fort und zwar gegen alle Gewohnheit des Kurfürsten von keinem weitern Jagdpersonal begleitet; nur von ihm und seinem Kammerdiener. Nachgerade

merkte Herr von Ziegesar wohl, daß es heute vom Kurfürsten auf keine Jagd oder Inspectionstour abgesehen sei, denn der durchlauchtige Herr redete unterwegs fast gar nicht vom Waidwerke, war, was er als eingefleischter Nimrod nie zu sein pflegte, wenn es einer Jagdpartie galt, schweigsam und nachdenkend, richtete höchst selten eine Frage an ihn und überließ sich dann wieder dem seltsamen Nachdenken, für das sein Begleiter gar keinen Grund auffinden konnte.

In der Wildmeisterei zu Fischbach zeigte sich's jedoch, daß diese Station eben nur zum Pferdewechsel dienen sollte, und kaum war dieser geschehen, so erfuhr der Oberhofjägermeister, daß Stolpen das Ziel seines Herrn sei. Das Viergespann trat so lebhaft auf, daß diese Bergfestung in Zeit von einer kleinen Stunde erreicht war. Kurz vorher, ehe der Wagen über die Zugbrücke rollte, brach der Kurfürst das Schweigen mit den Worten:

„Der Herr wird über die heutige Fahrt hierher gegen Niemand sprechen; ich versehe mich dessen von Ihm."

„Zu Ew. Durchlaucht Befehl."

Herr von Ziegesar hatte sehr gerechten Grund, sich in das Stadium eines sehr gesteigerten Staunens versetzt zu fühlen, nachdem diese Weisung an ihn ergangen war. Ein Besuch der alterthümlichen Bergfeste war we-

nigstens kein erheiternder, denn die Vernichtungswuth der Kroaten im vorhergehenden Jahre (1632) hatte nicht nur das Städtchen bis auf ein paar Häuser niedergebrannt, sondern auch mehrere Thürme der Burg zu Ruinen umgewandelt, und der Greuel der Verwüstung trat überall erschreckend zu Tage. Auffallend war es, daß, als der kurfürstliche Wagen durch das Portal, unter dem die Besatzung im Gewehr stand, rollte, der übliche Trommelschall nicht erfolgte. Der Kurfürst winkte den Commandanten heran und gab ihm die Weisung, sowie der Wagen mit dem erwarteten Herrn vor der Zugbrücke erscheine und die verlangte Losung nach gebräuchlicher Weise gegeben sei, denselben ohne jedes militärische Honneur von seiten der wachthabenden Soldaten, die er in die Wachtstube verweisen solle, zu empfangen und dann persönlich demselben vorantretend mit zum Salut gehobenem Degen in den dritten Hof zu geleiten und Sorge dafür zu tragen, daß weder einer der ihm untergeordneten Offiziere noch einer der Soldaten den zweiten Hof betrete. Er allein solle im dritten Hofe beim Aussteigen des Fremden und seiner Begleiter, wenn derselbe deren mehrere bei sich habe, gegenwärtig bleiben bis zur Abfahrt des Fremden.

Welch ein sonderbares Geheimniß barg sich unter diesen Weisungen an den Commandanten?

Der Kurfürst verließ mit dem Hofjägermeister und dem Kammerdiener den Wagen in einem Vorhofe, dessen Gebäude den merkwürdigen Namen Hahnewald oder „das alte Haus“ führten, und passirte dann den ersten der drei Schloßhöfe, der mit dem zweiten durch ein Doppelthor mit Zugbrücke verbunden war, aus dem wieder eine Thorbrücke in den dritten Schloßhof führte. Hier, wo sich ehemals die bischöfliche Residenz befand, als Stolpen noch den meißner Bischöfen gehörte, hörten die nach derselben sich Hinwendenden nur den Schall ihrer eigenen Tritte auf dem mit Basalt gepflasterten Hofe. Es war ersichtlich, daß diese fast unheimliche Stille an einem Orte, wo der Commandant und seine Offiziere in dem alten Residenzhaus ihre Wohnungen hatten, eine vorbereitete war.

Der Kurfürst begab sich in die ehemals noch von seinem Großvater Kurfürst August und seiner Großmutter, dessen Gemahlin Anna, bei ihren jeweiligen Besuchen der alten Bergfeste bewohnt gewesenen Zimmer.

Sie trugen meist das alterthümliche und stark verblichene Gepräge jener bischöflichen Zeit, gepreßte Ledertapeten, an denen die Muster kaum noch zu unterscheiden waren, und einige wenige Möbelstücke, die ebenso farblos geworden, aber reich an Holzschnitzwerk waren. Stühle gab es hier nicht, an den Wänden hin und in den Fensternischen

standen breite Polsterbänke. Diese Zimmer waren unbewohnt und eben nur zum Gebrauch des Kurfürsten bestimmt, wenn er dann und wann auf seinen Jagdzügen hierher kam. Daß vorher Befehl gegeben worden, sie in möglichst guten Stand zu setzen, ergab sich daraus, daß jeder Staub sorgsam entfernt worden war, und selbst die mächtigen Teppiche, die den Fußboden deckten, ließen keinen Staub beim Ueberschreiten derselben bemerken.

„Mein lieber Ziegesar, Er muß mir zu Liebe heute schon die Rolle eines Gefangenen spielen", hob der Kurfürst an; „halte Er sich in den Wohngemächern des Commandanten auf, bis wir wieder zurückfahren. Der Hennig wird Ihn mit einem kalten Frühstück und ausreichenden Labetrunk unterstützen und soll, wenn Er es verlangt, bei Ihm zur Gesellschaft bleiben. Ich wünsche, daß der von mir erwartete Herr durch Niemand gestört werde."

Der Oberhofjägermeister entfernte sich nach dieser Weisung, gefolgt vom erwähnten Hennig, des Kurfürsten Kammerdiener.

Der durchlauchtige Herr trat an eins der hohen Bogenfenster, zu denen ziemlich tiefe Nischen führten. Bei schönem Wetter würde er einen reizenden Fernblick gehabt haben über die sich in kühngeschwungenen Wellen

nach Nordost hinziehende Landschaft, jetzt war sie in den immer dichter werdenden Nebel eingehüllt, der sich in Regen zu verwandeln drohte.

Die tiefe Stille in den alterthümlichen Gemächern, die seit Jahrhunderten von einer ziemlichen Anzahl Besitzer durchwandelt worden, welche alle aus der Reihe der Lebendigen geschwunden waren, ohne daß eine Lücke in dem großen Ganzen fühlbar geworden wäre, konnte nicht verfehlen, einen gewissermaßen schwermüthigen Eindruck auf den den Lebensfreuden sich gern Zuneigenden auszuüben. Es dünkte ihm, als stünde er am Grabe der Vergangenheit und sie greife nach ihm als dem Nächsten, der in ihr Nichts sinken müsse. Wie ein Schauer durchrieselte ihn dieser Gedanke und fast unwillkürlich rief er vor sich hin:

„Jetzt noch nicht, nur jetzt noch nicht! Ich habe wohl das Beste gewollt, aber am Vollbringen ist bisher meine Kraft gescheitert. Laß mich den Frieden sehen, Du Gott der Heerschaaren, daß ich ruhig mein Haupt niederlegen kann zum Tode und die Welt es mir zeuge, ich sei ein treuer deutscher Mann und Fürst gewesen!"

Wie zufällig fiel sein Blick auf Luther's Siegelring, den er am Zeigefinger der Rechten trug. Oft hatte er schon dies von ihm als heiliges Kleinod hochgeschätzte Erbtheil aus dem Nachlasse des großen Reforma-

tors mit ehrfurchtsvollem Blicke betrachtet. Es war kein Prunk mit diesem Erbstück zu treiben; ein einfacher goldener Reif ohne Stein, mit einer kleinen Platte, auf der sich eine Rose mit einem an ein Kreuz angelehnten Herzen und der Umschrift eingravirt zeigte:

„Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unterm Kreuze steht. Doctor Martinus Luther."

In diesem Momente schlug der Zeiger vom Thurme des Commandantenhauses die zehnte Stunde und fast gleichzeitig deutete ein dumpfes Rollen über die aus dem ersten in den zweiten Hof führende Zugbrücke die Ankunft des von ihm Erwarteten an. Er eilte an eins der Fenster, die die Aussicht in den Hof gewährten. Nach wenig Augenblicken fuhr der Wagen über die in den dritten Hof führende Thorbrücke unter Vorantritt des Commandanten, der den Degen präsentirend nach der alten bischöflichen Residenz zu schritt, wohin ihm der Wagen folgte.

Der Kurfürst erschien in der Hausthür, seinen Gast mit einer lateinischen Anrede empfangend. Zwei hohe kaiserliche Offiziere stiegen zuvörderst heraus und ihnen folgte mit ihrer Unterstützung der Herzog Friedland.*)

*) Im Archiv zu Simanca in Spanien, das ziemlich reichhaltig an den Herzog Friedland betreffenden Documenten ist, hat sich bei einer vor wenigen Jahren erst geschehenen genauen Durchforschung eins

War das der Mann, vor dem die Völker zitterten, wenn er nahte? Der Kurfürst erstaunte nicht wenig, einen Gebrechlichen zu erblicken, dem sichtbar jeder Schritt Anstrengung und Schmerz verursachte. Wie sehr schrumpfte sein großer Ruhm als Feldherr bei dem Anblicke seiner menschlichen Hinfälligkeit zusammen! Ja, der Ruhm eines Kriegshelden gleicht dem Donner des Geschützes; Jeder hört ihn und zittert vor ihm, und doch verarbeitet ihn die Zeit zu einem endlich lautlos verklingenden Nachhalle; in vielen Fällen vertritt der Ruhm sogar die Stelle des Henkers bei seinem eigenen Herrn.

Wallenstein blieb einen Moment lang stehen, nachdem er den Wagen verlassen, als finde er eine kurze Ruhe nach dem beschwerlichen Aussteigen für nöthig; indeß schien ihm mehr ein rascher Umblick in dem Orte, wo er sich befand, anzuliegen, als das Bedürfniß der Rast. Er verrieth mit keiner Miene, daß er eine Anwandlung von Furcht verspüre, sich in einen Hof eingeschlossen zu sehen, wo sein Vertrauen auf die Ehrlichkeit

---

gefunden, in welchem eine geheime Zusammenkunft des Herzogs mit Kurfürst Johann Georg I. auf einem (nicht mit Namen bezeichneten) Schlosse vor seinem Marsch nach Böhmen und nach der Oberpfalz als geschehen erwähnt wird, eine Thatsache, die deshalb nichts Unglaubliches enthält, weil der Herzog Alles beseitigen mußte, was seinen Marsch hätte behelligen können.

seines Gegners ihm den Untergang bereiten konnte, ohne daß viel Vorbereitung dazu nöthig gewesen wäre; indeß ein Blick auf den Kurfürsten war ganz geeignet, jeden solchen Argwohn schnell zu beseitigen, denn vor der ehrlichen Gutmüthigkeit im Antlitze Johann Georg's mußte jeder Verdacht, jeder Anhauch von Mißtrauen schwinden. Das Ersteigen der gewundenen Treppe ging etwas langsam; die von heftigen gichtischen Schmerzen kraftlosen Beine des Friedländers wurden dabei einer empfindlichen Strapaze unterworfen; endlich war das Obergeschoß erreicht, der Kurfürst geleitete seinen Gast in das größte der Zimmer.

„Wo sollen die Herren bleiben?" fragte der Herzog, auf die beiden Offiziere deutend.

„Hier, wenn's Ew. Hoheit beliebt", antwortete der Kurfürst.

Wenn noch ein Funke Argwohn in Wallenstein's Brust wegen seiner persönlichen Sicherheit geglimmt hätte, so würde er jetzt erloschen sein, da in Johann Georg's Antwort auch nicht einmal die Andeutung des Wunsches lag, ihn von seinen Begleitern getrennt zu sehen.

„Mit Ew. Durchlaucht Erlaubniß dürfte ein Nebengemach vielleicht ihnen eine Bequemlichkeit bieten", äußerte

der Herzog und fügte mit einer verbindlichen Kopfneigung hinzu: „In Ew. Durchlaucht Nähe habe ich nichts zu besorgen."

„Nein, Hoheit. Eher ließ ich mir die Rechte abhauen, als jemals das in mich gesetzte Vertrauen eines Mannes zu täuschen, und wenn er mein Todfeind wäre, was von seiten Ew. Hoheit doch nicht der Fall ist."

Nach dieser Entgegnung lud der Kurfürst die beiden hohen Offiziere ein, in ein Nebenzimmer einzutreten, und als er die Thür, durch welche sie sich entfernten, geöffnet ließ und zu dem Herzog zurückging, rief dieser in italienischer Sprache den nun im andern Gemache befindlichen Offizieren zu: „Schließen Sie die Thür; hier wäre Vorsicht Beleidigung."

Sogleich wurde dieser Befehl von einem der Offiziere erfüllt.

Lächelnd bot der Kurfürst dem Herzog die Hand mit den Worten: „Sei Ew. Hoheit für diese Zuversicht zu mir gedankt. Beliebt es Ihnen, an einem der Fenster Platz zu nehmen?"

Mit einem bejahenden Kopfnicken folgte der Friedländer der Einladung und beide saßen einander bald auf den Polstersitzen gegenüber, der Herzog seine gichtischen, wenig beweglichen Beine lang ausstreckend, mit den Händen auf seinen spanischen Stoßdegen sich stützend

und die eine Seite seines rothen Mantels über sich geschlagen. Das düstere Gesicht dieses gefürchteten Feldherrn hatte stark unter den seinen sonst rüstigen Körper mürbe machenden Gichtschmerzen gelitten; es zeigte ein krankhaftes Gelb und die Backenknochen standen stark hervor, wie überhaupt das ganze Antlitz etwas spitz geworden war, was bei dessen ovaler Form und der hohen Stirn nur noch deutlicher hervortrat. Die an seinen Schläfen befindlichen wohlgekräuselten Locken waren eben so wie sein übriges Haupthaar im Uebergang von Schwarz zu Weiß begriffen. Der schmale Schnauz- und Knebelbart, der wie drei starke Fäden ziemlich weit herabhing, sodaß der Knebelbart die Halskrause streifte, bewahrte allein noch das tiefe Schwarz, das vor Jahren sein Haar besessen, ließ jedoch auch gleichzeitig die Vermuthung zu, daß hier ein künstliches Färbemittel in Anwendung gebracht worden sein könne.

Nach einem kurzen Schweigen, während dessen der Herzog den Blick hinaus in den Nebel gerichtet, äußerte er wie vor sich hin: „Unklar — böser Nebel — wird Regen werden.“

Der Kurfürst sah sich sonach in die Nothwendigkeit versetzt, die Unterredung zu beginnen und somit den Zweck der Zusammenkunft auf die Bahn zu bringen. Er sagte ihm, daß er die Fortsetzung des Kriegs für das

größte Unglück Deutschlands halte und sein Möglichstes beitragen wolle, dasselbe zu beseitigen.

„Durchlaucht geben meinen eigenen Intentionen Worte“, antwortete der Herzog. „Mein Programm zu dieser Beseitigung ist einfach dies: Die Schweden haben kein Recht, in Deutschland die Herren zu spielen; nur die Zersplitterung der Kräfte Deutschlands, die Uneinigkeit und der verwerfliche Eigennutz der deutschen Fürsten hält sie.“

„Ganz einverstanden, Hoheit, ganz einverstanden“, stimmte der Kurfürst bei.

„Der zweite Theil meines Programms geht darauf hin, den übrigen Feinden des Friedens das Handwerk zu legen“, redete der Friedländer weiter und seine Züge verfinsterten sich. „Diese Feinde agiren am kaiserlichen Hofe. Ich kenne sie, es ist das Geschmeiß der Spanier und die bairische Durchlaucht mit den Jesuitern.“

„Und des Kaisers Majestät?“ fragte der Kurfürst.

Jetzt richtete der Herzog seinen stechenden Blick fest auf den ihm gegenüber Sitzenden und entgegnete nach einem sehr kurzen Schweigen:

„Was die Protestanten von ihm zu erwarten haben, kann Ew. Durchlaucht nicht unbekannt sein. Das Restitutionsedict sagt's mit einem Worte. Kein Protestant kann dem Kaiser trauen, wenn er nicht selbst sein eigener Feind sein will.“

„Das sagen Ew. Hoheit?“ fragte Johann Georg mit Bestürzung.

Ohne sich dadurch beirren zu lassen, redete der Herzog weiter:

„Ich! Niemand kann mit mehr Ueberzeugung solch Urtheil fällen, wie ich. War es mein Wille, meine Armada in Ew. Durchlaucht Land einbrechen zu lassen? Nein, es geschah auf Befehl von Wien.“

„Wie?“

„Glauben Ew. Durchlaucht nicht, daß es Zuckerlecken sei, kaiserlicher Carico (Generalissimus) zu sein. In Wien verstehen es die vornehmen Ofenhocker prächtig, alles Gute und der kaiserlichen Autorität Ersprießliche, was ich herbeigeführt, dem zufälligen Glücke, alle widrigen Accidentia aber meiner Nachlässigkeit zuzuschreiben.“

Der Kurfürst schrak fast zusammen vor dem Zornausdrucke in des Friedländers Gesicht. Die Spitzen seines langen Schnauz- und Knebelbartes zitterten wie Espenlaub, aus seinen dunklen Augen schien Feuer zu sprühen, und ein Ton, als wenn er die Zähne scharf auf einander schlüge, um einen harten Gegenstand zu zermalmen, ließ sich hinter seinen fest auf einander gekniffenen Lippen hören, dann rief er sein gewöhnliches Zornwort: „Gott schänd's!“

Eine Pause trat ein. Der Herzog richtete seinen

Blick in den scheinbar sich jetzt etwas lösenden Nebel; der Kurfürst schaute bestürzt auf den furchtbaren Feldherrn, der dann wieder das Wort ergriff und mit offenbar mühsam errungener Fassung anhob:

„Ew. Durchlaucht brauche ich nicht mehr anzudeuten, als ich bereits gethan, um Ihnen das in Aussicht zu stellen, was kommen wird, ja, was kommen muß. War der Krieg bisher ein die deutschen Lande zerrüttender, so wird er später ein die Selbstständigkeit protestantischer Reichsfürsten vernichtender werden."

„Verhüt's Gott, daß Ew. Hoheit Prognostikon eintreffe!" rief Johann Georg.

„Sicher wird es eintreffen, wenn nicht ungewöhnliche Dinge eintreten", antwortete der Friedländer. „In solchem Falle allein dürfte der Baier seine Rechnung, zum ersten Herrn nach dem Kaiser in Deutschland sich aufzuschwingen, ohne den Wirth gemacht haben."

„Der Maximilian scheint ein hochfahrender Geist zu sein", bemerkte der Kurfürst, dem die Erinnerung an denselben den Aerger ins Blut trieb.

„Worauf er nicht kommt, darauf verfallen seine Jesuiter, deren bester Zögling er ist. Nur große Siege der Schweden können die Pläne hemmen, die in München

und in Wien gesponnen werden, den deutschen protestantischen Fürsten die Schlinge über den Hals zu werfen; aber die schwedischen Siege sind für Deutschland die Nägel zum Sarge. Nur einen Ausweg gibt es, diesen beiderseitigen schlechten Aussichten vorzubeugen."

„Und welcher ist das?"

„Vor der Hand der Versuch eines Friedens mit dem Kaiser. Darin allein wird die rechte Erkenntniß liegen, was von Wien zu hoffen und zu fürchten ist. Dessen Bedingungen müssen den Ausschlag geben. Wird Unbilliges verlangt von kaiserlicher Seite, dann ist ein Zusammenthun protestantischer Reichsfürsten vor aller Welt gerechtfertigt, denn dann liegt darin die einzige Möglichkeit, den Kaiser wie die Schweden zum Frieden zu zwingen."

Dieser Punkt verlangte natürlich eine tief eingehende Besprechung zwischen beiden Fürsten, und am Ende derselben reichte der Kurfürst dem Herzog die Hand mit den Worten:

„Ew. Hoheit haben meine Zustimmung. Gut, ich will versuchen, einen Frieden mit dem Kaiser zu vereinbaren. Jedenfalls bleibt es bei unserer Abrede. Es bedarf zwischen uns keiner Betheuerung, sie zu halten, uns ist das gegenseitig gegebene Wort der sicherste Bürge."

Es lag in dem harten und stolzen Wesen des Friedländers so wenig Verbindliches, daß Johann Georg sich außerordentlich überrascht fand, diesen in einem fast herzlichen Tone sprechen zu hören: „In Ew. Durchlaucht habe ich das Muster eines ehrlichen deutschen Reichsfürsten kennen gelernt und reuet mich der Weg von Budissin hierher nicht, obwohl er ein ganz nichtswürdiger ist, der meinen gichtischen Beinen zuweilen wie ein vom Teufel mit Nägeln und spitzen Eisenstücken für arme barfüßige Seelen gepflasterter Weg mit Wehthaten zugesetzt hat. Es müßte eine Lust sein, immer mit ehrlichen Männern zu verkehren."

„Sei Ew. Hoheit für das Compliment bedankt", versetzte der Kurfürst lachend „Ich geb' was darauf, weil's kein bezahltes ist."

Noch Manches kam aufs Tapet, was des deutschen Reiches Abhängigkeit von den ausländischen Potentaten betraf; der Herzog war den Spaniern ebenso wenig grün als den Franzosen und in diesem Punkte traf er mit dem Kurfürsten genau zusammen.

„Und was ist der Grund des Uebels, daß die deutsche Nation eine von den Ausländern so traurig geplagte ist und jeder von diesen sich berufen glaubt, hineinzureden in deutsche Angelegenheiten und zu thun, als hätte er in Deutschland eine berechtigte Stimme?"

hob der Herzog an. „Das ist die Zerfahrenheit und die Vielköpfigkeit der Herren im deutschen Reiche selbst. Jeder, und wär's der Däumling mit einer Spanne Land, will sich da erheben und partirt sich zu dem, wo es ihm was abwirft. Ueberall diese Verkommenheit! Wie schmählich ist die Hansa ins Bodenlose gefallen! Die deutsche Meerschifffahrt hat sich verkrochen vor der dänischen und schwedischen, was von großem Uebel ist."

Ueber des Friedländers krankhaft gelbes Gesicht zuckte eine fieberartige Röthe hin und seine Augen schienen irrlichtartig zu glitzern. Ein Gedanke, der früher schon in ihm aufgestiegen und zu den großen seines stets brütenden Geistes gehörte, brach sich aufs neue Bahn in seinem Denken. Nach einer kurzen Weile hob er an:

„Den Deutschen sind zwei Meere erschlossen, die baltische See und der Oceanus; aber der rechte Schlüssel fehlt noch, um diese großen Gebiete zu beherrschen und ihnen so unterwürfig zu machen, wie ehemals zu den Kraftzeiten der Hansa sie gewesen sind. Und doch ist es kein ungeheuerlicher Gedanke, beide Meere zu einem zu machen, daß den Schweden und Dänen vor Schreck die Augen übergehen. Man muß die baltische See in den Oceanum deriviren, damit man ohne Berührung des Sundes der Westsee in beiden zum Herrn wird. Vom Senat

zu Hamburg habe ich vor Jahren einen verständigen Zimmermann begehrt, der dies Verbindungswerk in Augenschein nehmen und Rechenschaft ablegen soll, ob es und wo es wohl thunlich sei, an bequemen Orten im holsteinischen Land Schleußen zu bauen.*) Nur so allein ist Schwed' und Däne in strenge Aufsicht genommen, der deutsche Norden wäre dann sichergestellt durch eine und dieselbe Flotte, welche mitten durchs Land aus einer See in die andere gelangen könnte. Wer wird's als ausgeführt erleben, was ich ausgedacht!"

Der Herzog gab sich nach dem Ausspruch dieser ihm theuer gewordenen Idee, die er durch die sich rasch hintereinander drängenden und sich einander überstürzenden Ereignisse hatte aufgeben müssen, einem trüben Sinnen hin, dem er sich jedoch bald wieder entriß, um wieder auf Dinge überzugehen, welche die gegenwärtige Zeit und die nächste Zukunft betrafen.

Eins hatte der Kurfürst erreicht, der Krieg war von seinem Lande abgewendet, und schon dieses Bewußt-

*) In einem Briefe, der sich im königl. sächs. Hauptstaatsarchive befindet, wird am 27. December 1628 dem geheimen sächs. Kammerdiener Lebzelter der oben erwähnte Wallenstein'sche Plan eines Schleußenbaus durch Holstein mitgetheilt, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß der Herzog von den Hamburgern einen erfahrenen Baumeister dazu verlangt habe.

sein machte ihn heiter. Er ahnte freilich nicht, daß Herzog Friedland kurz vorher, ehe er zu dieser geheimen Zusammenkunft mit ihm sich in den Wagen gesetzt, dringende Schreiben vom Kaiser und dem bairischen Kurfürsten empfangen hatte, die ihn zu einem schnellen Aufbruch nach der Donau mahnten. Herzog Bernhard von Weimar hatte sich diesem ins Herz Oesterreichs führenden Strome zugewendet und vor seinen siegreichen Fahnen bebte der so intriguenreiche und jesuitisch schlaue Baiernkurfürst.

Unter allen Umständen würde des Kurfürsten Maximilian Bitte, ihm schleunigst Hülfe zu leisten, da sonst Bernhard und die Schweden sein Kurfürstenthum bald ganz in der Gewalt haben dürften, an des Friedländers Haß gegen diesen Jesuitenfreund gescheitert sein, denn es galt ja nur der Hülfeverweigerung den Deckmantel der Unmöglichkeit eines Marsches aus der Lausitz bis zur Donau bei so grundlosen Wegen zu geben, wenn nicht die dringendste Bitte des Kaisers, so eilig als möglich aufzubrechen, um den Weimarer zurückzuschlagen und ihn vom Einmarsche in das ohnehin rebellische Innviertel abzuhalten, ihn zur Nachgiebigkeit bewogen hätte. Der Friedländer hielt diese Mahnungen als ein Geheimniß vor Johann Georg I. zurück. Der sächsische Kurfürst mußte in dem Glauben erhalten werden, daß

er, der kaiserliche Generalissimus, zum Einhalt auf seinem Eroberungszug durch Sachsen nur durch das mit ihm getroffene Abkommen bewogen worden sei, und der freundschaftliche Abschied beider von einander bezeugte, daß sie gegenseitig mit dem Resultate ihrer Besprechung und persönlichen Bekanntschaft zufriedengestellt waren.

Wallenstein war zu sehr Menschenkenner, um es zu versäumen, bei Johann Georg, seinem biedern Gegner, alle die Saiten anzuschlagen, welche im Innern desselben einen starken Nachhall hervorzurufen im Stande waren. Indem er die von demselben verabscheuten Jesuiten, den bairischen Kurfürsten, die Spanier, Franzosen und schließlich die Schweden als allgemeine und gefährliche Feinde Deutschlands erwähnte und seine eigene Abneigung gegen diese unverhohlen äußerte, gewann er ihn für einen Friedensversuch mit dem Kaiser, was bei dem gutmüthigen, sich ohnedies durch eine besondere Vorliebe für das Kaiserhaus auszeichnenden Herrn nicht schwer hielt. Ja, er eröffnete ihm sogar ein Feld der größten, einflußreichsten Wirksamkeit als Schöpfer und Führer einer dritten Partei, wenn des Kaisers Friedensbedingungen unbillig sein sollten, was dem Ehrgeiz Johann Georg's um so mehr schmeicheln mußte, als er sich sagen konnte, daß der größte Feldherr seiner Zeit ihm die

Fähigkeit und Kraft zu solcher Deutschland befreienden Mission zutraue.

Der Friedländer hatte einen Doppelsieg errungen: die ohnehin stark gelockerten Bande zwischen Schweden und Sachsen zerrissen und durch diese Thatsache aus zwei kühlen Bundesgenossen zwei einander hassende Feinde gemacht; außerdem war er jetzt sicher, daß sein Marsch nach der Donau durch keine Feindseligkeit Sachsens gehindert oder beunruhigt und, was eben so viel aufwog, Sachsen in keinem Falle die Schweden unterstützen werde.

Selten ist eine Kunde so eilig von Munde zu Munde gelaufen, als die von dem plötzlichen Abmarsche des Herzogs mit seiner Armada von Budissin und Umgegend trotz aller Unbill der Witterung. Es war ein Ereigniß, das Niemand mit gewöhnlichem Verstande begreifen konnte, da der Sieger bei seinem Einrücken in Böhmen, durch welches er den Weg nach der Donau wählte, eine so große Hast an den Tag legte, als sei er ein Flüchtling; nur der Kurfürst Johann Georg I., seine durchlauchtige Gemahlin und Doctor Angelo wußten die Ursache.

Seit Jahren hatte man den Kurfürsten nicht so heiter gesehen als jetzt; nur seine Gemahlin war wenig mit dem Resultate des stolpener geheimnißvollen Be-

suchs zufrieden, sie ahnte ein Doppelspiel des Herzogs, der es verstanden, ihren Eheherrn zu täuschen; der anzustellende Friedensversuch mit dem Kaiser verursachte ihr Angst.

Ehe noch die Friedländische Armada durch die Ungunst des Wetters und die entsetzlichen Wege, auf denen sie sich gleich einer ungeheuren Schlange durch Böhmen hinwand, erschöpft und in einem wahrhaft beklagenswerthen Zustande in der Gegend von Fürth bei Nürnberg anlangte, was Ende November geschah, hatte Bernhard von Weimar bereits Regensburg erobert, und obgleich sein Versuch, Passau, den Herzensschlüssel Oesterreichs, zu überwältigen, scheiterte, so erwies sich doch seine regensburger Stellung als eine so vorzügliche, daß Herzog Friedland im Hinblick auf die Nothwendigkeit, seiner gänzlich erschöpften Armada Ruhe zu gönnen, und von des Weimarer kräftigen und ausgeruhten Truppen bedroht, genöthigt war, sich nach Böhmen zurückzuwenden.

Der Winter hatte sich bereits mit heftigen Schneestürmen und eisiger Kälte eingestellt, sodaß die kriegerischen Ereignisse fast überall einen Stillstand erlitten. Die Thatsachen der Kriegführung in Schlesien hatten

sich während des Sommers auf bloße Schachzüge beschränkt, sodaß es nach des Friedländers Abzug, wo der Herbst bereits mit feindseligem Gesicht jeglicher Annehmlichkeit im Freien ein Ende gemacht hatte, lächerlich gewesen sein würde, wenn es nun erst zu blutigen Kämpfen gekommen wäre. Es kam auch nicht dazu, obwohl Feldmarschall Arnim die sächsische Armada wieder zurück nach der Lausitz führte und die daselbst und in Schlesien zurückgebliebenen kaiserlichen Garnisonen bedrohte.

Kurfürst Johann Georg I. hatte damals das große Vergnügen, der Herr eines Geheimnisses zu sein, von dem die protestantische Welt nichts ahnte, wenn auch dessen Möglichkeit fürchtete. Sein Abkommen mit Herzog Friedland gehörte als Vorläufer zu den schlimmsten Ereignissen, welche nur je der antikaiserlichen Partei widerfahren konnten und wirklich über Deutschland unsägliches Elend brachten. Unterdeß der gutmüthige, aber in politischen Combinationen sehr schwache Johann Georg sich von dem seiner Selbstliebe schmeichelnden Gedanken, einen ungemeinen Vortheil über die Schlauheit der Jesuiten davongetragen zu haben, sehr gehoben fühlte, fand sich seine Gemahlin durch die Wendung, welche seine Zusammenkunft mit Herzog Friedland gehabt hatte, schwer geängstet und machte sich Vorwürfe, die

Urheberin dieser nicht zu ihren Gunsten veränderten Stellung der protestantischen Sache gewesen zu sein.

Ihre sonst so heitere und resolute Stimmung war einer ernstvollen, nachdenkenden gewichen, die sie zu verbergen kaum vermochte. Die trübe und traurige Aussicht auf eine kaiserliche Bundesgenossenschaft, von der sie nur Nachtheil für Sachsen und den Protestantismus zu erwarten berechtigt war, vergällte ihr jede frohe Stunde, während ihr Gemahl, gerade durch diese Aussicht ungemein erheitert, sich den Jagd- und Zechfreuden mit jener glücklichen Sorglosigkeit hingab, wie sie nur eben Jemand empfinden kann, dessen Zukunft eine vollkommen sichergestellte und so zu sagen wolkenlose ist.

Der dresdener Hof ließ in dem Winter von 1633 zu 1634 durchaus nicht ahnen, daß der politische Horizont ringsum mit schweren Wetterwolken bedeckt sei; er trug das Gepräge der Fröhlichkeit, wie sein Herr und Gebieter es in seiner beneidenswerthen Unbefangenheit äußerte. Das Weihnachtsfest war diesmal ein besonders reiches in der kurfürstlichen Familie. Johann Georg würde es sich nicht verziehen haben, dies Fest, wo er seine Familie von seiner väterlich-liebevollen Gesinnung durch Geschenke überzeugen konnte, ungenützt vorübergehen zu lassen. In seinem durch und durch, selbst in dem unschlüssigen Schwan-

ken deutschen Charakter lag eine gewisse Volksthümlichkeit, die zu seinen Privattugenden gehörte.

Die schöne Sitte bei den alten heidnischen Deutschen, das Neujahrsfest als ein besonders fröhliches zu begehen, und von den weltklugen Aposteln des Christenthums zum größten Theil auf das als Jubelfest für die gesammte Christenheit in diese winterliche Zeit verlegte Geburtsfest Jesu übertragen, machte von jeher in Sachsen Weihnachten zu dem erhebendsten und feierlichsten aller Feste. Wie in der Hütte des armen Mannes, so auch im kurfürstlichen Schlosse brannte der Christbaum, und seine kleinen Lichtflämmchen leuchteten wohlthuend selbst in das betrübteste Menschenherz hinein, Trost spendend und fröhliche Erinnerungen an vergangenes Glück erweckend, der Jugend und der sorgenlosen Kindheit aber als ein jährlich wiederkehrendes Glück, das gleich dem Oelkrüglein der Wittwe von Sarepta die jugendliche und kindliche Phantasie für die Dauer des nächstfolgenden Jahres beschäftigt, wo ein neues heiliges Christfest in Aussicht steht mit seinen flimmernden Kerzen und seinen Freuden.

Draußen breitete sich nach so vielen Winterstürmen und Wettertoben ein ruhiger klarer Weihnachtsabend über das Elbthal; die Luft war rein, die Sterne brannten in stiller Majestät am wolkenfreien Nachthimmel, und der vor wenig Tagen in Masse gefallene Schnee leuch-

tete als gefrorene Decke von den Höhen wie im Thal. Es war ein rechter Weihnachtsabend, frisch, ohne streng kalt zu sein, still auf der Landschaft ruhend, als habe auch er die Mission, die Feier in den Menschenherzen, ob Kind, ob Greis, erhöhen zu helfen durch ernstes Sabbathsschweigen.

Auf dem dresdener Altmarkt waren die Budenreihen reich erhellt mit Lampen und Lichtern und es gab da ein lustiges Treiben; denn es boten sich den vor Lust blitzenden Kinderaugen alle in ihre kleine Welt gehörenden Spielsachen von der stolzen pappenen Ritterburg an bis herab zum Steckenpferd und der Peitsche für die kleinen Gernegroße dar, prächtige Gallerien von Puppen und Hanswürsten, kleiner Hausrath aus Holz geschnitzt, ganze Küchen mit Liliput-Geschirren von blankem Kupfer und Zinn mit der unerläßlich drallen Köchin und der Magd, und dann lockten die süßen Gaben der Pfefferküchler, damals Lebzeltner genannt, und in diesem Gebiete der Delicatessen waren die Dresdener wacker unterstützt von den Kamenzern und Pulsnitzern, die bedeutende Quantitäten ihrer süßen Waaren in allen denkbaren Formen vom größten Pfefferkuchenreiter und der stolzesten honigsüßen Dame an bis zum Pfeffernüssel herab herbeigefahren hatten. Und dann die Pracht der Wachslichthändler oder Bleicherbuden mit ihrem Kerzenreichthum

und den wundervollen Wachsstöcken in allen Größen, den großen, die für den stärksten Verbrauch auf die Dauer eines Jahres berechnet schienen, im lebhaftesten Colorit von Blumengewinden oder Bienenkörben, wie Hochzeitsleute zu damaliger Zeit sich einander schenkten als heilige Christgabe, was jetzt noch, aber meist bei den Landleuten gebräuchlich ist, und den kleinen bunten Miniaturpyramiden, von Kindern eine vielbegehrte Gabe.

Der kurfürstliche Hof durchzog die Budenreihen, um nach altüblicher Sitte Einkäufe zu machen, und da natürlich war die halbe Stadt auf den Beinen, denn wenn auch die Herrschaften und ihr hohes Gefolge in Mantel und Kapuzen wegen der Kälte vermummt ohne allen Staat erschienen, so galt doch damals der Anblick fürstlicher Personen aller Orten als ein anstaunenswerthes Phänomen, und Niemand versagte sich so leicht diesen Genuß, der mit zur Weihnachtsfreude zu gehören schien.

Um die Passage durch die nicht allzu breiten Budenreihen nicht zu sperren, theilte sich der Hof; der Kurfürst mit seinen Prinzen und Cavalieren, von Dienern begleitet, wandelte eine Budengasse hinauf, während seine hohe Gemahlin mit ihrer Prinzeß Tochter, ihrem hohen und niedern weiblichen Gefolge und ihren Lakaien eine andere hinabschritt. Todtes und engherziges Ceremoniel war hier außer Curs gesetzt, Jeder feilschte um das,

was ihm beliebte, und der Kurfürst und seine Familie begaben sich auf diesem Platze jedweden Vorrechts, sie waren Käufer wie alle Andern, und gewiß stimmte nichts so vollkommen überein mit den Neigungen des Kurfürsten, als eben diese Freiheit für alle.

Bei einer der größten Glashändlerbuden, deren Schaustellung von reichem Lampen- und Kerzenlicht beleuchtet war, hatte die Kurfürstin Halt gemacht. Die Herrlichkeiten, die hier das Auge verlockend anzogen, erforderten eine längere Uebersicht, ehe man kaufte. Die Lichtreflexe in den glänzend geschliffenen Facetten der Glaswaaren spiegelten alle Regenbogenfarben wieder, und das beschauende Auge war fast geblendet von dem prächtigen Gefunkel aus diesen Schalen und Fruchtkörben und Trinkgläsern.

„Signora", fragte ein Cavalier Doctor Angelo's schöne Tochter, welche sich im Gefolge der Kurfürstin befand, „würden Sie mir das Vergnügen gewähren, eine dieser allerliebsten Fruchtschalen von mir als eine fröhliche Weihnachtsgabe anzunehmen?"

„Herr Graf", antwortete die Italienerin, „Glas ist zerbrechlich. Ich halte es für keine günstige Wahl zu einer Freundschaftsversicherung."

„Schöne Signora, das ist nicht Ihr Ernst", entgegnete Graf Sternberg scherzend. „Sie sind über

den Volksglauben erhaben, nach welchem Glück und Glas die zwei zerbrechlichsten Dinge auf der Welt sind.“

„Sind Sie nicht der Meinung, Herr Graf?“ fragte Cornelia lächelnd.

„Durchaus nicht, Signora, auch Sie sind es nicht“, nahm der Graf das Wort, „und deshalb werde ich es als ein besonders günstiges Zeichen für mich betrachten, wenn Sie meine Weihnachtsgabe nicht zurückweisen.“

Die Italienerin antwortete mit einem leichten Kopfnicken; der Graf ließ sich eine köstliche Fruchtschale reichen und händigte sie der Sängerin ein.

„Ei wie schön! wie schön!“ rief die Beschenkte in gebrochenem Deutsch. „Ein farbiger Stern in Mitte, der aussendet seine Strahlen.“

„Das ist der Stern der Liebe“, flüsterte der Graf ihr lächelnd zu.

„Ihrer Liebe, Conte? Das macht mich sehr — glücklich!“

„Sie sagen das so reizend, Signora; ach, wenn Sie wüßten, wie mich das entzückt!“

„Wirklich?“

In diesem Momente schien die Fruchtschale in der Hand Cornelia's lebendig zu werden, sie entglitt deren Fingern; der Graf griff rasch zu, um sie vor dem Niederfallen aufzufangen, indeß es war zu spät; mit dem Rande

auf das vor der Bude befindliche Fußbret aufschlagend, zerbrach das schöne Geschenk in Stücke. Als Graf Sternberg sich aufrichtete, sah er ein seltsames Lächeln in Signora Cornelia's Antlitz.

„Und Sie haben kein Wort des Bedauerns wegen dieses Unfalls?" fragte der Graf fast heftig.

„Ich sagte Ihnen ja, daß ich Glas für keine günstige Wahl zu einer Freundschaftsversicherung halte", entgegnete sie.

Eine Pause folgte.

Graf Sternberg schien der Fassung zu bedürfen. Er war entweder erschrocken oder von einem Zorne überrascht, der ihm die Fähigkeit raubte, einen Ausdruck für die ihn tief verletzende Gleichgültigkeit der schönen Signora zu finden. Die Umgebung, in der er sich befand, ließ es nicht zu, seiner Empfindlichkeit weitere Worte zu leihen, zumal die Kurfürstin die Sängerin zu sich rief und ihr Bedauern über den ihr widerfahrenen Unfall aussprach.

„Gnädigste Frau", antwortete Cornelia, „mich verfolgt ein eigenthümliches Mißgeschick; ich habe eine höchst unglückliche Hand für Alles, was von Glas ist. Es ist nicht anders, als zöge ein Krampf, den ich sonst nie fühle, durch meine Finger, wenn sie Glas berühren. Man hat mir eingeredet, es sei ein von meiner Mutter auf mich übergegangenes unglückliches Erbtheil, und ich

muß das fast glauben, weil sich mein Unstern jederzeit trotz all meiner Bestrebung, mich oder vielmehr meine Finger zu beherrschen, bewährt hat. Der Herr Graf wird und muß zu meiner Rechtfertigung bekennen, daß ich kurz vorher andeutend von der Zerbrechlichkeit des Glases sprach; es würde sehr auffallend erschienen sein, hätte ich von der seltsamen und Andern kaum glaubhaft dünkenden Empfindung, die mich bei Berührung von Glas wie ein Fieberwehen durchschauert, zu ihm sprechen wollen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß der Herr Graf diesen mich so gewaltsam beherrschenden Widerwillen für einen Vorwand angesehen haben würde, sein schönes Geschenk abzulehnen. Ich hoffte, daß ich mit starkem Entschluß wenigstens diesmal Herr meiner Finger werden könnte, aber es war unmöglich, das eiskalte Glas übte auf mich denselben erschreckenden Eindruck, als hielt ich in der Hand eine glatte Schlange, und wie von selbst lösten sich meine dasselbe festhaltenden Finger, es entglitt ihnen; ich unterlag einem ähnlichen Gefühle, wie ungefähr das langsame Zusichkommen aus einer Ohnmacht es ist."

„Das ist etwas Außerordentliches", stimmte die Kurfürstin bei; „aber man kann für diese Seltsamkeit anführen, daß es vielerlei Neigungen und Abneigungen, von der Mutter auf das Kind vererbt, gibt. Ge-

stehen doch die gelehrten Herren zu, daß die Neigung zum Diebstahl in verschiedenen Fällen eine angeborene sei. Wenn dies eine Wahrheit ist, so dürfte unsere menschliche Verurtheilung eine große Ungerechtigkeit sein."

Es schien, als sei Graf Sternberg wenig zufrieden gestellt durch diese der Signora zur Entschuldigung dienende Erklärung. Er richtete einen finstern Blick auf die schöne Sängerin, die, denselben bemerkend, mit unnachahmlicher Liebenswürdigkeit fragte:

„Wie, unversöhnlich?"

„Signora, ich sah Sie vor wenig Abenden ein Glas in der Hand halten", antwortete Sternberg. „Erinnern Sie sich! Ihr Herr Vater hatte der Kälte wegen heißen Würzwein bereiten lassen."

„Gewiß erinnere ich mich. Mein guter Vater ist für die Kälte sehr empfindlich und ich will nicht leugnen, daß ich es nicht viel weniger bin; aber Sie haben nur eins außer Acht gelassen, Herr Graf. Ein so schlechter Wärmeleiter Glas auch sein mag, so erwärmte der kochend eingefüllte Würzwein doch das Glas, das ich seines allzuheißen Inhalts wegen eine geraume Zeit stehen lassen mußte, ehe ich denselben genießen konnte, so weit, daß dessen ursprüngliche Kälte nicht mehr vorhanden war, also auch nicht auf mich eine erschreckende, durchschauernde Wirkung üben konnte."

„Der Herr scheint eine starke Ader vom ungläubigen Thomas zu haben“, scherzte die Kurfürstin. „Gibt Er sich nun zu Ruh' und Frieden?“

„Vollkommen, Ihro Durchlaucht, und hoffe ich, Signora Cornelia wird mir verzeihen.“

Die Italienerin zeigte sich außerordentlich heiter. Lächelnd sagte sie: „Ich schwöre es dem Herrn Grafen zu, daß ich mich an ihm so rächen werde, daß er im Tode noch sagen soll: Sie hat ihr Ziel nie aus den Augen verloren!“

Prinzeß Lenchen hatte unterdeß einige Waaren in der Glasbude zu Geschenken ausgesucht, die Kurfürstin und mehrere Damen ihres Gefolges folgten diesem anеifernden Beispiele; dann durchschritt man die andern Budenreihen und begab sich zurück nach dem Schlosse, wo der Weihnachtsabend im engern Kreise der kurfürstlichen Familie gefeiert wurde nach alter guter Sitte. In zwei der größern, wohl durchheizten Zimmer brannten Christbäume, an ihrer Spitze kleine Figuren tragend, die das Jesuskind mit der Siegesfahne vorstellten. Von den mit einer Menge brennender Wachslichtchen besteckten Zweigen hingen vergoldete und versilberte Nüsse und rothbäckige prächtige Aepfel und kleine Pfefferkuchenfiguren an grünen Fäden herunter. Auf den mit blendend weißen Tüchern bedeckten Tischen, auf denen sie stehend, über

die Gemächer die Fülle ihres Lichtglanzes ausstrahlten, lagen eine Menge noch mit Tüchern verhüllte Geschenke, offen aber und höchst appetitlich mächtige Butterzöpfe, jenes uralte und dem Sachsenlande eigenthümliche, überaus wohlschmeckende Gebäck, ohne das heutzutage ebenso wenig wie damals die Weihnachtsfeier einer sächsischen Familie als vollständig angesehen werden würde.

Der Kurfürst war bei solchen Familienfesten ganz an seinem Platze, das heißt, er entschlug sich jedes andern Gedankens, jeder Zukunftssorge, er war das, was er in solchen Stunden des Glücks auch nur sein wollte ein heiterer Patriarch im Kreise seiner Familie und seiner Umgebung. Sein biederes Wesen trat hier von nichts beengt zur vollsten Geltung hervor. In seinem starkgerötheten Antlitz zeigte sich der Anhauch herzlichster Freude, als er, auf die inmitten des einen Gemaches stehende Tafel deutend, zu seiner Gemahlin und seinen Kindern sprach:

„Das Christkindchen hat da so Mancherlei für Euch gebracht und vermeint, daß doch Einiges darunter sein möge, was Euch gefällt. Schaut's Euch an!"

Da gab's nun der Freude gar viel. Der durchlauchtigen Frau glänzten, als sie das mit ihrem Namen bezeichnete Tuch hinweggenommen, in hochgeschichtete Rollen

abgetheilt, eine Menge neugeprägter Reichsthaler entgegen, und in deren Mitte lag, von ihnen wie eingegürtelt, ein prächtig in grünen Sammet gebundenes, reich mit Gold verziertes und mit massivem Goldschlosse ausgestattetes Buch, das sie sich gewünscht. Es war die „Postille“ von dem berühmten Johann Gerhard in Jena. Und zu beiden Seiten der harten Thaler bildeten mehrere Weben feines Linnen Einfriedigungen, denn dicht daneben lagen die Geschenke für die jüngste, noch zu Hause weilende aber bereits dem Kronprinzen Christian von Dänemark verlobte Prinzeß, Magdalene Sibylle, unter denen ganz besonders ein längliches Kästchen von Silber und durchbrochener Arbeit mit zwei kleinen ebenfalls silbernen Vorlegeschlössern alle zum Stricken nöthigen Utensilien enthaltend, sich auszeichnete, und unter diesem kunstvoll gearbeiteten Geschenke halb versteckt machte sich ein in hellblauen Sammet gebundenes mit reicher Silberzier ausgestattetes Buch, Melisander's „Ehebüchlein“, bemerkbar.

Freilich überflog ein tiefes Roth die Wangen der jungen Fürstentochter, als sie diesen Titel las, aber wer hätte denn darauf geachtet bei dem lauten Jubel der vier Prinzen, denen das Christkind so ganz unerwartet einen sehnlichen Herzenswunsch erfüllt hatte, denn unter jedem der mit ihren Namen bezeichneten Tücher lag ein herr-

licher scharlachrother Pelz, mit Zobel gefüttert und mit großen goldenen Schleifen verbrämt.

Und als Alles in Augenschein genommen, sogar jeder der süßen Lebzelten — denn auf jedem prangte ein neckisches Reimlein als Devise — bewundert worden war, Gemahlin und Kinder dem gütigen und freudeverklärten Geber ihren Dank dargebracht hatten, schritt man ins nächste Gemach, wo dem kurfürstlichen Herrn von seiten seiner Familie beschert wurde.

Sicher war der dresdener Hof in jener Zeit der einzige in Deutschland, wo das Familienglück in den Stunden des Weihnachtsabends herrliche Blüten trieb. Johann Georg I. besaß, obwohl mancher Schatten übler Neigungen an ihm haftete, doch selbst in seinen höhern Jahren noch einen unverwischbaren Zug kindlichen Sinnes. Nie war seine Freude eine gekünstelte; zur Verstellung unfähig, gab er sich, wie es ihm ums Herz war, und so empfing er denn auch mit dem vollsten Ausdruck gemüthlicher Heiterkeit die für ihn bereit liegenden Geschenke, von seiner Gemahlin und Tochter selbstgearbeitete, in einer leibfarbenen gestickten Feldbinde, Manschetten, Halskragen, Schnupftüchern und dergleichen bestehend, von den Prinzen aber kleinere Jagdgeräthschaften und Drechslerwerkzeuge, da er wie sein Groß-

vater Kurfürst August in Stunden der Muße sich zuweilen mit Arbeiten dieser Art beschäftigte.

„Ich habe da noch etwas für Ew. Liebden“, sagte die Kurfürstin, „und denke mir, das wird die Krone von Allem sein und Ew. Liebden Herz fröhlich machen.“

Dabei deutete sie auf einen mit weißem Tuche verhüllten, aufrecht stehenden Gegenstand.

Johann Georg lüftete die Verhüllung und eine in kleinem Maßstabe ausgeführte Holzbildhauerarbeit, die Scene darstellend, wo David den Philisterriesen Goliath durch einen Steinwurf niedergestreckt hat und ihm Helm und Spieß entreißt, wurde sichtbar.

„Das wollen Ew. Liebden mir zu Lieb und sich selbst als ein würdiges Vorbild auf Ihren Schreibtisch hinsetzen, damit, wenn Ew. Liebden darauf schauen, Sie sich stets erinnern mögen, wie Alles, was uns das heilige Bibelbuch aufbewahrt hat, eine Mahnung sei, daß der Herr Zebaoth die schützt und segnet mit seiner großen Kraft, welche für ihn streiten. Wie die Juden einen David gehabt haben, der ihnen ein Beispiel der Frömmigkeit und des Muthes gewesen ist in ihrer großen Noth, so auch sind Ew. Liebden für Sachsen und das deutsche lutherische Volk ein David, auf den beide hoffen und vertrauen, daß er die feindlichen Goliathe, die dem Frieden und dem Wohle des deutschen Lan-

des geschworene Feinde sind, niederwerfen, und die schlimmen Philister in die Flucht schlagen wird."

Der Kurfürst war im höchsten Grade überrascht.

„Das hat der hochehrwürdige Hoë angegeben!" rief er.

„So ist es", antwortete die durchlauchtige Frau. „Von ihm stammt die Idee und sich meinte, es werde Ew. Liebden Freude machen, ein solches gutes Bild immer vor sich zu sehen."

„Ja, wahrhaftig, es macht mir Freude und will ich stets dessen eingedenk sein, daß ich von dem hochehrwürdigen Manne des Vergleichs mit David würdig befunden worden bin. Ich will mich bestreben, meiner Zeit ein rechter David zu sein, um dieses großen Namens Ehre zu verdienen."

Es bedurfte keiner besondern Mühe, den Kurfürsten aus der gehobenen feierlichen Stimmung wieder in die heitere zurückzuversetzen. Die Kurfürstin bewerkstelligte das sehr leicht, indem sie ein kleines, einfach schwarz eingebundenes Buch unter dem Holzschnitzwerk hervorzog und es ihrem Gemahle mit den Worten einhändigte:

„Ew. Liebden wollen mir auch zu Lieb zuweilen, aber ganz für sich in dem Büchlein lesen; es sind allerhand gute und ersprießliche Weisungen für einen Bergherrn darin."

Johann Georg warf einen prüfenden Blick auf das

Titelblatt. Es war Textor's „Vom Gebrauche des Weins". Ein helles Lachen überglänzte sein geröthetes Gesicht. Er verstand die Nutzanwendung des Inhalts dieses kleinen Buchs nur allzuwohl und wußte, wie sehr es seiner so sehr für ihn besorgten Gemahlin am Herzen lag, seine Trinklust zu mäßigen.

„Werde mir Alles merken, was darin steht, verspreche das meiner gnädigsten und lieben Frau mit allerunterthänigstem Respect!" sagte er scherzend, indem er das kleine Buch zu sich steckte.

„Walt's Gott, daß es nicht für immer in Ew. Liebden Tasche verbleibt", meinte seine durchlauchtige Gemahlin.

Für die kurfürstliche Familie selbst war die Hauptfreude des festlichen Abends vorüber und der Kurfürst entfernte sich in den Speisesaal in Begleitung seiner vier Prinzen, während seine Gemahlin noch ihren weiblichen höhern und niedern Dienstboten bescherte. Da blieb Niemand ausgeschlossen, Jeder sah sich von der Güte der hohen Frau bedacht.

„Was steht Sie nur so ferne, Evchen, als gäbe es für Sie kein Weihnachten in der Welt und nur allein für Sie sei unser liebster Herr und Heiland nicht geboren worden?" fragte die Kurfürstin, und als sie in das hübsche, aber wie unter einem Trauerschleier verdüsterte

Gesicht des jungen Mädchens sah, sagte sie: „Behüt's Gott! Sie sieht mir nicht aus wie eine, die viele Freude im Herzen hat. Ihr Vater ist ein störrischer Kopf, ich weiß wohl; aber lasse Sie sich das nicht so schwer auf die Seele fallen, daß Sie darunter vergramt. Sie ist und bleibt die Zukünftige vom Geheimschreiber, das ist nun einmal abgemacht, und ich glaub's nicht, daß Ihr Vater sich dagegen zu setzen ernstliche Miene machen wird. Mit Ihm reden will ich aber und ein scharfes Wort, das ihn zu Verstande bringt, den Hartkopf."

„Meine gnädigste, liebste Frau Durchlaucht, nur nicht das", flehte Evchen; „er möchte sich dann von mir ganz abwenden, und den Vorwurf, daß ich ihm, der immer so lieb gegen mich gewesen ist, das Leben vergälle, könnte ich nicht ertragen. Es wird schon anders zwischen uns werden, gewiß, das wird es."

„Nun, wahrhaftig, Ihr Vater und Sie sind ein paar närrische Leute, das muß ich sagen; aber habe Sie keine Furcht, daß ich auf meinem Vorsatz stehen bleibe und ihm den störrischen Kopf zurecht setze. Ich will Ihr keine Angst in die Seele bringen, also fechte Sie Ihre Sache mit ihm allein aus. Und nun nehme Sie Ihr heiliges Christgeschenk. Soll mir lieb sein, von Ihr im nächsten Jahr ein fröhliches Gesicht zu sehen, wie es sich für ein so junges Ding, wie Sie ist, paßt."

Damit wendete sich die durchlauchtige Frau von ihr ab. Trotz der reichlichen Weihnachtsspende wurde Evchen aber nicht fröhlicher; der Schatten von Trauer lagerte wie festgebannt auf ihrem Gesicht, wie der Störer eines glücklichen Jugendtraums. Die Kurfürstin hatte im Kreise umhergeblickt; ihr Auge fiel auf Signora Cornelia, die unbekannt mit der heitern Sitte des Weihnachtsabends, von ihr eingeladen, Zuschauerin derselben war. Sie schritt auf sie zu und fragte freundlich:

„Nun, wie gefällt Ihnen unser deutscher Gebrauch, Signora?"

„O, er ist allerliebst, gnädigste Frau", war die Antwort der Italienerin. „Wir haben viele hohe Kirchenfeste bei uns, aber ich könnte mich keines erinnern, welches so eng und thatsächlich die Menschenherzen zusammenführt und zu gegenseitiger Freude vereint, als diese deutsche Weihnachtsfeier."

„Das kommt daher, weil dergleichen im Gemüth des deutschen Volkes liegt und Ihre Landsleute dagegen sich mehr am öffentlichen Leben vergnügen; aus diesem Grunde dürften auch die katholischen Feste, bei denen, wie meines Eheherrn Durchlaucht und auch andere in Italien gereiste glaubwürdige Personen mir erzählt haben, aller nur denkbarer kirchlicher Prunk entfaltet wird, als alleiniger Anziehungspunkt für die Schaulust und die

äußern Sinne zu gelten haben. Beim Deutschen ist's etwas anders; der Deutsche lebt sich hinein, der Italiener lebt sich heraus, das bildet den einzigen, aber großen Unterschied. Doch es wäre ein großes Unrecht von mir, meine liebste Cornelia, wenn ich Ihnen hier eine Ausnahme zugestehen wollte. Die Freude des Weihnachtsabends ist eine allgemeine und so sollen auch Sie, wenn auch nur mit einer Kleinigkeit bedacht werden."

Nach diesen Worten führte sie die Signora zu einem kleinen, mit einem weißen Tuche überbreiteten Tische, und die Hülle davon wegziehend sprach sie scherzend:

„Lassen Sie sich die schmackhaften und zugleich unerläßlichen Attribute einer sächsischen Weihnachtsfreude angenehm sein, und wenn Sie dies Bild, mein väterliches Schloß zu Königsberg an der Ostsee, ansehen, so erinnern Sie sich einer Frau, die Sie liebgewonnen hat."

Cornelia schien unter der Macht dieser nicht geahnten Ueberraschung stumm geworden zu sein; sie hatte oder fand keinen Ausdruck für das, was in diesem Moment sie allem Anscheine nach tief bewegte. Endlich ergriff sie mit Hast die Hand der Kurfürstin, und indem sie dieselbe küßte, netzte sie sie zugleich mit ein paar heißen Thränentropfen. Dieser Beweis tiefer Empfindung schien der durchlauchtigen Frau ungemein zu gefallen; mit der Hand über

das dunkle glänzende Haar der Italienerin streichend, sagte sie leise:

„Nicht weinen, meine Liebe! Am Weihnachtsabend muß man keine Thräne vergießen, das ist ja ein gesegneter und ein lustiger Abend.“

Und daß auch der Kurfürst der Ansicht war, der Christabend gehöre zu den lustigen des Jahres, ergab sich aus der Heiterkeit, mit der er, trotz des Büchleins „Vom Gebrauche des Weins“ in seiner Tasche, noch lange mit seinen trinklustigen Räthen nach abgehaltener Familientafel zusammensaß, als wäre es seine und ihre Absicht, gleich aus dem Zechstüblein in die Frühmette zu gehen. Doch wie es so mitunter läuft, daß nicht überall blauer wolkenloser Himmel ist, so war auch im kurfürstlichen Schlosse die Freude keine ganz allgemeine. In einem der Seitenflügel gab es ein paar Männer, die eben nicht zu sehr die Ueberlast der Weihnachtslust zu beklagen hatten. Das waren der Hofwundarzt Herr Walther und der starrköpfige Registrator, Evchen's Vater.

Dem einen war gar nicht sehr weihnachtlich zu Muthe, denn er hatte seines Herzens liebsten Wunsch auf Befehl der Frau Kurfürstin aufgeben müssen, und in seinem ehrlichen Herzen waren daher die Freudenlichter, die unter andern Umständen ihm heute geglänzt und ihn zum glücklichen Manne gemacht hätten, sammt und son-

ders erloschen; dem andern dagegen fraß der in sein Vaterrecht geschehene Eingriff wie Geierbiß an der Seele. Der Gedanke, Herr in seinen vier Pfählen und seiner Familie zu sein, war sein einziger Stolz gewesen, die Stütze für seine Armuth, und mit dem Bruche dieses Fundaments für seine Ehre als Mann und Vater hatte er gleichsam seinen Halt verloren. Er selbst hatte mit dem Hofwundarzt, der aus bekannten Gründen ihn nicht mehr besuchte, die scheinbar zerrissene Freundschaft wieder befestigt, weil er ihn und zwar nicht ganz mit Unrecht als seinen Leidensgefährten ansah. Gewöhnlich war der Hofwundarzt zur Abendzeit, wenn Evchen auf ein Stündchen ins älterliche Haus kam, zu Registrators gekommen, und als diese regelmäßigen Besuche nun mit einem Male aufhörten, so fehlte dem Registrator etwas in seinem gewöhnlichen Tageslaufe, was er um so schmerzlicher vermißte, als er sich in seiner eigenen Häuslichkeit nicht mehr heimisch fühlte. Diese Lücke auszufüllen, hatte er selbst den ersten Schritt gethan, und von da an sah ihn jeder Abend bei Herrn Walther im Schlosse. Auch heute am Weihnachtsabende war das der Fall gewesen und der Hofwundarzt, der noch einen schwer darnieder liegenden Patienten in der Stadt besuchen wollte, begleitete ihn durch die sich kreuz und quer durcheinander windenden Gänge. Die Beleuchtung derselben lag damals noch sehr im

Argen und nur ein Kundiger oder mit einer Laterne Ausgerüsteter konnte sich daselbst zurechtfinden.

„Laß Er uns durch das Taschenbergpförtchen gehen, Herr Registrator.“

„Ist mir ganz recht, Herr Walther. Ich verliere nichts an der Zeit. Mein Weihnachtsvergnügen ist keineswegs von so lieblicher Art, daß ich mich bis zum Krankwerden darnach sehnte.“

Sie schritten vorwärts. Der Hofwundarzt hatte eine brennende Laterne in der Hand, trotzdem aber verirrte er sich.

„Wir hätten in den Gang links einbiegen sollen, wo die paar Stüfchen hinuntergehen“, sagte er. „Wir müssen zurückgehen; es ist glücklicherweise nicht viel umgegangen.“

Sie wendeten sich zurück und hatten beinahe die erwähnten wenigen Stufen erreicht, als das brennende Lämpchen durch einen Anstoß des Laternengehäuses an die Gangwand umfiel und sogleich erlosch. Sie standen im Dunkeln.

„Jetzt heißt's Vorsicht!“ sagte der Hofwundarzt. „Halte Er sich an meinen Rockschoß, Herr Registrator; wir müssen uns wohl oder übel durchtappen.“

Ehe sie jedoch diese unsichere Wanderung in Aus-

führung bringen konnten, hörten sie die Schritte Näherkommender.

„Das kommt uns gerade zu paß“, bemerkte Herr Walther; „wir können es nun in Ruhe abwarten.“

Sie lauschten auf die sich nahenden Schritte, von denen deutlich sich wahrnehmen ließ, daß sie zwei Personen angehörten, die jedoch seltsamerweise öfter inne hielten in ihrem Wege, als wären sie desselben nicht sicher. „Das ist doch seltsam“, raunte der Hofwundarzt dem Registrator zu. „Wer könnte denn das sein?“

Und bald kam beiden auch ein eifriges Flüstern zu Ohr.

„Zurück, zurück! daß man uns nicht bemerkt. Da ist was Heimliches im Spiel“, sprach der Hofwundarzt leise zu seinem Gefährten, als gleich einem Vorläufer eine schwache Hellung des von den sich Nahenden getragenen Laternenlichts ersichtlich wurde und mit jedem ihrer Schritte sich die vorerwähnten, in einen links einmündenden Gang führenden Stufen zu erhellen begannen.

Wenige Augenblicke später wurden auch die Kommenden selbst sichtbar: eine schlanke Frauengestalt, deren Gesicht von einer Kapuze verhüllt wurde und die eine kleine zierliche Laterne trug, und ein mit einem

kurzen Mantel bekleideter Mann. Ohne eine Ahnung zu haben, daß lauschende Ohren in der Nähe seien, blieben beide auf der obersten Stufe stehen und sprachen eifrig, aber leise mit einander. Es mußte etwas außerordentlich Wichtiges sein, was sie zu solcher fast leidenschaftlichen Besprechung drängte. Die im Dunkel des Ganges rechts Stehenden hörten wohl das leise Sprechen, aber sie verstanden kein Wort davon. Der Mann vorzüglich zeigte sich sehr aufgeregt, er gesticulirte heftig und aus seiner Rede markirte sich das mitunter deutlicher ausgesprochene Wort „Signora“. Endlich lüftete er den ihn schützenden Mantel, zog aus dessen innerer Tasche ein Papier und überreichte es der neben ihm Stehenden. Indem sie es ergriff, faßte der Mann auch ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen; dann verließen sie in noch leiserem Tone zusammen flüsternd den Ort und verschwanden allmälig in der Tiefe desselben Ganges, den der Hofwundarzt und der Registrator zu gehen hatten, um nach dem Taschenbergpförtchen zu gelangen.

Nach einer langen Weile fragte der erstere: Ich hoffe doch, Er wird die beiden ebenso gut erkannt haben wie ich?“

„Warum sollte ich nicht?“ entgegnete der Registrator. „Als er das Papier der Kapuzenträgerin einhändigte, sah ich sein Gesicht deutlich; es war der

Geheimschreiber, mein feiner Eidam in spe, und ich habe mich gewiß nicht getäuscht, wenn ich die von der Frau Kurfürstin so hoch begünstigte Italienerin in der Frauensperson erkannte."

„Sie war's, ja", bestätigte Herr Walther. „Seltsam, wahrhaftig, seltsam!"

Eine Pause tiefen Schweigens machte sich zwischen den beiden im Dunkel stehenden Männern geltend, die endlich vom Registrator mit folgenden Worten unterbrochen wurde:

„Sagte ich nicht noch vor einer halben Stunde, als ich bei Ihm in Seiner Stube saß, der heutige Weihnachtsabend sei der schlechteste in meinem ganzen Leben? Ja, so sagte ich, ich entsinne mich dessen als ganz gewiß; jetzt aber sage ich das nicht mehr, denn ich habe Freude in mir, so viel Freude, daß ich das ganze kurfürstliche Schloß in Aufruhr schreien möchte. O mein armes Evchen! Armes, armes Ding! Das ist eine schöne Weihnachtslust für Dich, die Dir's Herz brechen muß, wenn sie so geheim bleibt. Sie soll das aber nicht, sie soll's nicht, so wahr mich Gott erschaffen hat, und dann will ich Deine gnädigste Frau Kurfürstin fragen, ob sie noch gesinnt ist, in das Recht eines Vaters einzugreifen!"

„Was mochte das nur für ein Papier sein, das er

ihr einhändigte?“ fragte der Hofwundarzt. „Es schien mir ein vierfach zusammengebrochener großer Bogen.“

„Ja, ja, das war auffallend“, stimmte jener sinnend bei. „Hm, das Ganze sah so geheimnißvoll aus. Komme Er, Herr Walther, komme Er! Wir haben da eine Weihnachtsfreude beschert erhalten, die, so Gott will, Andern zum Aerger werden soll.“

Der Weg durch den dunkeln Gang, an dessen Wänden sie sich hingriffen, hatte viel Aehnliches mit dem Erlebniß, das ihnen vor kurzem auf so unerwartete Weise zu Theil geworden war und dessen Folgen, sich für jetzt noch nicht absehen ließen.

Die kurfürstliche Residenzstadt trug am ersten Weihnachtsfesttage das Gepräge einer wahren Sabbathsruhe. Nachdem die Glocken die Andächtigen zum Vormittagsgottesdienste zusammengerufen hatten, waren die Gassen so todtenstill und öde, als wären alle ihre Bewohner über Nacht in das Reich des ewigen Friedens hinübergeschlummert; nur in der Umgegend der Kirchen zeigte sich das Gegentheil, denn aus den Gotteshäusern drang mächtiger Orgelklang, den Gesang der Gemeinde zu leiten. Es gehörte damals noch zu den gesetzlichen Vorschriften, daß jede Predigt den Zeitraum von fast zwei

Stunden ausfüllen mußte, und da natürlich auch der übrige Theil der Andacht von entsprechender Ausdehnung war, so hatten wenigstens an hohen Festtagen die Ortschaften auf die Dauer von drei bis beinahe vier Stunden etwas Kirchhofartiges, denn wen Ursachen abhielten, in die Kirche zu gehen — und diese Ursachen mußten gewichtiger Natur sein — der befleißigte sich, um keinen Anlaß zu geben, ihn für unchristlich zu halten, der größten Stille im Hause, und darum schienen die Gassen wie ausgestorben.

In dieser stillen Zeit des Vormittagsgottesdienstes zogen zwei Leute, ein Mann und ein Weib, durch die Gassen und machten an einem Wassertroge Halt, sich nach allen Seiten nach Jemand umsehend, der sie in der unbekannten Stadt nach der Herberge zum blauen Thorwege weisen könne; aber da war Niemand zu er blicken, die Gasse lag auf- und abwärts stumm und öde vor ihnen, die Häuser standen so schweigend wie in Reihe und Glied gestellte Särge.

„Hier möchte ich nicht todt sein", sagte die Frau; „ich glaub', die Todten haben hier eine prächtige Gelegenheit, sich vor sich selbst zu fürchten."

Der Mann, eine kolossale Gestalt, aber mit einem abgezehrten Gesichte, blickte phlegmatisch gerade aus vor sich hin, nachdem er die ihm über die linke Schulter

hängende Doppellast, aus den beiderseitig vollgestopften Enden eines langen Sackes bestehend, dessen Mitte ihm demnach als Tragband diente, von sich herab in den Schnee hatte gleiten lassen. Zwischen ihm und seiner Begleiterin wurde kein Wort gewechselt, beide schienen fürs erste sich nur mit der Orientirung des Platzes zu beschäftigen, auf dem sie sich befanden. Offenbar waren sie auf einer Wanderung begriffen, denn auch die Frau hatte eine Hocke auf dem Rücken getragen, die ihr jetzt zu Füßen lag; obwohl aber das Zeichen der Anstrengung, starker Schweiß, ihr Gesicht bedeckte, so zeigte dies doch kein Merkmal von Abspannung; im Gegentheil erhöhte das starke Schweißroth dessen Ausdruck von Intelligenz und Entschlossenheit noch weit mehr und bot also einen auffallenden Gegensatz zu der stumpfen Gleichgültigkeit ihres Gefährten.

Nach einer langen Weile sagte sie zu ihm: „Schmadeck, horch auf mich.“

„Hm!“

„Das Laufen habe ich für den Winter satt“, fuhr sie fort; „es ist das schlechteste Geschäft für einen Menschen mit fünf gesunden Sinnen, während Andere am Feuer sich wärmen können, in der Kälte sich herumzutreiben und einen Packen auf dem Rücken herumzuschleppen wie ein Saumthier. Wir werden hier bleiben.“

„Hier?“ fragte Schmadeck. „Hm!“

„Ja, hier“, entschied die Frauensperson mit Nachdruck; „ich hoffe nicht, daß Du einen Grund hast, mir zu widersprechen.“

Schmadeck schaute sie mit stierem Blick an und knurrte dann ganz in derselben Weise wie ein bissiger Hund, der aus Furcht vor seinem ihm überlegenen Herrn und dessen Peitsche seinen Ingrimm nur anzudeuten wagt, etwas unverständlich in sich hinein.

„Hei, was ist das, Schmadeck? Kommst Du wieder auf die alte Trift?“ fuhr die Frau ihn an. Ty hovado (Du Vieh von einem Menschen), ist es denn ganz unmöglich, Dich vernünftig zu machen?“

Schmadeck riß die Augen noch weiter auf und sagte dann mit einer seltsamen Mischung von Gleichgültigkeit, Spott und verbissenem Zorn:

„Pollonerl, ich hab' einen gekannt, der war dumm genug, die alte Geschichte vom Aepfelbiß mit sich spielen zu lassen — hörst das? Und wie die Geschichte zu Ende gespielt worden war — an einem häßlich kalten Februartage auf dem prager Ring war's — ist auch dem sein Verstand fast mit zu End' gewesen — weißt das? Aber trau nicht zu viel darauf, Pollonerl, trau nicht zu viel darauf, Du könntest Dich betrügen, denn es kommt mir manchmal kurios zu Hirn, als müßt' ich Dich er-

würgen zum guten Lohne für den Aepfelbiß, den Du mich machen ließest."

Pollonerl schien ihrem guten Freund in Wirklichkeit nicht viel Gutes zuzutrauen, denn obwohl sie ihn fest und furchtlos ansah, so fand sie es doch für zweckmäßig, sich außer seinem nächsten Bereich zu setzen und zwar so, daß der Wassertrog die Scheidung zwischen ihnen bildete. Schmadeck schien diese Vorsicht entweder nicht zu bemerken oder sie als nicht absichtlich unbeachtet zu lassen, er wendete sich von ihr weg und murmelte Unverständliches vor sich hin.

Es war derselbe Schmadeck, den der Leser aus dem Eingangskapitel unserer Erzählung als einen kopfschweren Gast des Widlu oder Schankhauses zur Königin Libussa in Podskal kennen gelernt hat. Groß wie ein Riese, aber schwach wie ein Kind durch starken Trunk und durch noch etwas, das wie höllisches Feuer an seiner Seele nagte und seine Vernunft zu Zeiten ganz und gar verwirrte, war er jetzt noch wie damals. Mit dem Friedländer war er von Prag nach Schlesien gezogen und mit des Trzka's Karabinierregiment ins Brandenburgische und gegen Berlin. Außer dem Dienst zeigte sich der athletische Bursch als Kopfhänger, mit dem die Kameraden ihren Spott trieben, aber wenn's zum Angriff ging, da schien er wie von einem bösen Geiste beseelt

und stürmte hoch zu Rosse mitten in den dicksten Feindesschwarm hinein. Bei einem solchen Kampfe war er vom Pferde gehauen worden und würde elend in der Haide wie ein angeschossenes Stück Wild verendet haben, wenn nicht Pollonerl von Laun, die schöne Wäscherdirne beim Karabinierregiment, die seine Dirne schon lange gewesen war, ihn auf der Stätte des Scharmützels unter den Todten gesucht und gefunden hätte. Schon war er zum Hineinwerfen in die Grube, die die Kameraden für die Gefallenen gegraben hatten, bereit gelegt, als er Lebenszeichen gab. Das rettete ihn, ein paar Minuten später würden ihn die Leiber der Gefallenen und der schwere brandenburgische Sand für immer überdeckt haben.

Mühsam erwachte er zur Besinnung, die Pollonerl pflegte ihn treulich — wer hätt's der lebenslustigen Dirne zugetraut, daß sie mit solcher Hingebung die Dienste einer Krankenpflegerin versehen würde! — aber wie es im Kriege zu gehen pflegt, heute Sieg, morgen Rückzug, so ging's auch mit des Trzka's Zug gegen Berlin. Es fehlte an dem nöthigen Belagerungsgeschütz, um Berlin ernstlich anzugreifen, und um sich der Gefahr einer üblen Wendung des bisherigen Siegs zu entziehen, erfolgte Befehl zum Rückmarsch. Schmadeck schien verloren, denn ihn mitzunehmen war keine Möglichkeit vor-

handen; man war mitten im Feindesland und Transport Kranker oder schwer Blessirter würde zum Hemmschuh für die sich zurückziehende Armada des kühnen Trzka geworden sein. In dieser Noth gab Pollonerl den Ausschlag; sie erklärte bei Schmadeck bleiben zu wollen, und so geschah es auch.

In dem armseligen Häuschen eines Waldarbeiters mitten im Holze gelegen, weitab von der Straße, fand Schmadeck seine Herstellung; er war arg von den feindlichen Säbeln zugerichtet, aber die sorgsame Pflege, die ihm Pollonerl angedeihen ließ, heilte seine Wunden, während seine Kameraden vermeinten, er und die närrische Dirne — denn solche ausdauernde Treue sah einer Schrulle sehr ähnlich — seien Opfer des Hasses des brandenburgischen Landvolks geworden, das sie, die Friedländischen Soldaten, bis aufs Blut gepeinigt und beraubt hatten. Pollonerl's resoluter Charakter, ihre Kenntnisse in vielen Dingen und Arbeiten, die den armseligen Leuten erstaunlich erschienen und in denen sie die Kinder derselben unterrichtete, ihre verständige Weise, sich in die ärmlichen Verhältnisse zu fügen, und ihr munteres Wesen gefielen den Leuten, und alles dies zusammen ermöglichte das fast undenkbar Scheinende, unter Feinden ein Asyl zu finden, das für Schmadeck die erste Grundbedingung zu seiner Genesung war.

Und doch lag zwischen ihm und der Pollonerl eine weite Kluft, eine schwere Feindseligkeit! Selbst als er geheilt wieder umhergehen konnte, äußerte er keine Dankbarkeit gegen sie und sie sprach nicht selten Verachtung gegen ihn aus. Er war ganz so trübsinnig wie früher und ein böser Groll lastete auf seiner Seele. Nur in nothwendigen Dingen sprachen sie mit einander. Jetzt waren sie auf der Wanderung nach Böhmen begriffen; aber die Kälte und der Schnee hatten das Reisen mehr als unangenehm gemacht, um so mehr, als die Mittel, welche es hinsichtlich körperlicher Stärkung ihnen erleichtert hätten, ihnen fast gänzlich fehlten.

„Ja, wir werden hier bleiben", hob Pollonerl nach einer Weile an, in der sie ihren gefährlichen Begleiter fest im Auge behalten hatte; „ich bin dieser Elendswanderung bis an den Hals überdrüssig. In dieser kurfürstlichen Hauptstadt leben eine Menge Exulanten, wie ich weiß. Es müßte merkwürdig zugehen, wenn ich da nicht gute Freundinnen finden sollte, die etwas für mich thun könnten."

„Und was wird mit mir?" fragte Schmadeck.

„Mit Dir? Ei nun, wie Du Dich bettest, wirst Du schlafen."

„Sadrazeni!" fluchte Schmadeck.

„Hältst Du mich wirklich für albern genug, daß ich

den Strick fein säuberlich aufhebe, der gelegentlich an meinem Halse das Erwürgen probiren soll?" fragte Pollonerl. „Das ist zu dumm gedacht, Schmadeck."

Der ehemalige Karabinier brummte vor sich hin, er schien sehr unzufrieden mit sich.

Drei Glockenschläge vom nahen Kreuzthurm verkündeten den über die Gemeinde gesprochenen Segen.

„Was bedeutet das?" fragte Schmadeck.

„Weiß ich's?"

Eine lange Pause folgte, dann richtete Schmadeck den stieren Blick auf sie, er schien sie nach Soldatenart zu mustern. Nachdem er dies Geschäft beendet hatte, blickte er zu Boden und schien über etwas ihn angelegentlich Beschäftigendes nachzusinnen, bei welcher geistigen Bewegung der Ausdruck der Stumpfsinnigkeit von ihm zu weichen begann und sein Gesicht einen Anflug von Ernst, ja sogar von Schmerz annahm. Langsam schlug er das Auge nach ihr auf und in einem ganz veränderten Tone hob er an:

„Pollonerl, ich bin nicht so schlimm, wie ich es oft so hinrede. Dir thue ich kein Leid an — beim heiligen Leibe Christi, Dir nicht, eher mir selbst. Geht mir's nicht, wie dem wilden König Saul, den die bösen Geister plagten? Nicht um ein Haar anders. Wenn ich nur die Erinnerung aus mir hinausbannen könnte! Nur diesen

Gewissensbiß möchte ich von mir abthun; aber er wankt und weicht nicht. Ich sehe ihn mit abgeschlagenem Kopfe auf dem Schaffot liegen — der Kopf bewegt sich — er will reden — seine aufgerissenen Augen starren mich an — mich — sie klagen mich an um seines unter Henkershand geflossenen Blutes willen — ich kann nicht mehr selig werden — die verfluchten Pillen! — die verfluchten Pillen haben meine Seligkeit zerstört. Von Dir hatte ich diese Pillen — das war der unglückselige Aepfelbiß — ja, das war er, er hat mich um den Himmel gebracht — ich bin zum Wegwurf geworden, den der Tod sogar als zu schlecht für sich verachtet."

Schmadeck war in eine große Aufregung gerathen, die aus seinen Augen einzelne schwere Tropfen preßte und ihn so schwach machte, daß er, über den Wassertrog nach ihr zu gebeugt, fast mit dem Oberkörper hineingefallen wäre, wenn Pollonerl nicht schnell mit der Hand nach ihm gegriffen und ihm so eine Stütze geworden wäre.

„Höre an, Schmadeck", sagte sie. „Es ist Alles so, wie Du sagst, ganz und gar so, und doch fehlt etwas dazu. Er hat uns mit den Pillen betrogen, schändlich betrogen, mich und Dich; und weil ich die Hauptschuld dabei trage, denn ich leugne es nicht, daß ich dem feinen Herrn glaubte, weil Du so unglücklich durch die Pillen geworden bist, so ließ ich nicht von Dir, darum pflegte

ich Dich mit meinen besten Kräften, und versprichst Du mir, nicht unvernünftig gegen Dich selbst sein zu wollen, so lasse ich auch nie von Dir. Wer kann's Geschehene ändern? wer Todte lebendig machen? Niemand!"

„Niemand", stimmte der ehemalige Karabinier bei. „Das ist schlimm genug."

„Wir dürfen aber deswegen nicht zu Narren werden, die ihren letzten Witz ausgespielt haben. Ich hab's überlegt, in Böhmen finden wir auch nichts — wir bleiben hier und das Weitere wird sich schon geben. Noch trage ich eine goldene Münze von denen bei mir versteckt, die Du vor Nürnberg einem von Dir niedergehauenen Schwedenoffizier abnahmst; sie hält uns für eine Zeit lang aus und wir haben dann —"

Diese kaum begonnene Auseinandersetzung eines der nächsten Zeit angehörenden Lebensplans wurde durch das Herausströmen der Gemeinde aus der Kirche unterbrochen. Der bisher so öde Marktplatz war nun mit einem Male belebt, denn nach allen Richtungen zogen die Leute über den großen freien Platz hin. Es gibt in protestantischen Ländern wohl keine Festfeier im ganzen Jahre, wo die kleine menschliche Eitelkeit, durch neue Kleidungsstücke zu glänzen und sich nach Möglichkeit in der äußern Erscheinung auszuzeichnen, eine vollständigere Erfüllung fände als eben am Christfeste, weil die am

vorhergegangenen Weihnachtsabend empfangenen Geschenke, insofern sie sich auf Winterkleidung beziehen, sammt und sonders in der Kirche zur Schau getragen werden und der Hin- und der Heimgang dann der fröhlichen Parade einer gut gekleideten Menge, die an einander gegenseitig das größte Interesse findet, gleicht.

Zu diesem Bilde eines vergnügten Wohlstandes, wie er sich hier in so vielen Personen zur Geltung brachte, paßten natürlich die Costüme der Pollonerl von Laun und ihres Gefährten sehr schlecht, sie gaben ihnen das Gepräge von Bettlern und die Barmherzigkeit der aus der Kirche nach Hause gehenden spendete ihnen kleine Gaben, welche Pollonerl mit einem „Gott vergelt's tausendmal" annahm.

„Wo wollt Ihr hin, Leute?" fragte der Registrator Voigt, auch an sie herantretend.

„Nach Böhmen, gestrenger Herr."

„Bei dem Schnee wird's schlecht übers Gebirge gehen und ist das lebensgefährlich."

„Im blauen Thorweg sollen zuweilen billige Rückfuhren zu finden sein, und suchen wir eben nach dieser Herberge."

„Blauer Thorweg — entsinne mich, eine kleine Herberge in Fischersdorf. Da müßt Ihr da hinaus."

Der Registrator deutete nach der Wilsdruffer Gasse

hin, durch die der Weg nach dieser damals sehr ärmlichen Vorstadt führte, die außer dem Vorzug, daß die Kurfürstin daselbst einen großen und wohl gepflegten Garten besaß, wo sie außer andern Früchten auch schöne Weinbeeren und Melonen zog, noch den Ruhm beansprucht, die erste Ansiedlung Dresdens oder des Ortes „an den drei Seen (Teichen)“ wie sich das Volk die Entstehung dieses Stadtnamens erklärt, zu sein. Bei dieser Gelegenheit erblickte er einen aus dieser Richtung herschreitenden stattlichen Mann.

„Da kommt ein Landsmann von Euch, Leute“, sagte er; „ist leicht möglich, daß der Euch bessere Auskunft über Euch Nöthiges geben kann, denn der Böhmen gibt's bei uns in Dresden und überhaupt im Lande viele, weil jenseits in ihrer Heimat rein der Kukuk los ist gegen Alle, die sich nicht unters jesuitische Joch ducken wollen. Na, das gehört nicht hierher und habt Ihr nichts damit zu schaffen, habe das nur so beiläufig erzählt. Wenn Ihr jedoch guten Rath annehmen wollt, so seht, daß Ihr hier, und wenn's auch nur für kurze Zeit ist, ein Unterkommen findet, bis die Reise übers Gebirge weniger beschwerlich und gefährlich ist; als gerade jetzt und Ihr scheint mir auch nicht besonders viel in Böhmen verloren zu haben.“

„Ja, wenn wir hier bleiben könnten“, meinte Pollo-

nerl. „Der Schmadeck versteht's, mit Pferden umzugehen, und ich kann auch allerlei Nützliches schaffen."

Der Registrator wiegte mit einer Protectormiene den Kopf, dann winkte er den vorher erwähnten, unterdeß näher herangekommenen Mann zu sich und sprach diesen mit den Worten an: „Der Herr Kammerdiener findet hier Landsleute, die so zu sagen eines grünen Zweigs bedürfen, um ihrer Armuth ein wenig unter die Arme zu greifen. Wenn's dem Herrn Kammerdiener möglich ist, thue er etwas für sie; 's wird ihm Gottes Lohn eintragen."

Fast mit gleichem Munde riefen Schmadeck und die Pollonerl beim Anblicke dessen, der zu ihrem Beistand aufgefordert wurde: „Dzschanowitz!"

Es war sehr zweifelhaft, ob diese Erkennungsscene einen günstigen Eindruck auf den Herrn Kammerdiener machte; sein Erstaunen war von der Art, daß es ihm wenigstens für die nächsten Augenblicke das Sprechen verleidete, dann redete er Einiges in böhmischer Sprache zu ihnen. Der Registrator aber sagte selbstbefriedigt:

„Freut mich, daß die armen Leute einen ihnen bekannten Landsmann gefunden haben, von dem zu hoffen ist, daß er etwas Rechtschaffenes für sie thun wird. Servus, Herr Kammerdiener — Gott mit Euch, Leute."

Mit diesen Worten entfernte sich der Registrator

sehr erfreut, die armen Wandersleute unter der Obhut eines ihnen Bekannten zu wissen. Er ging ohne Aufenthalt nach Hause, das Gesangbuch unterm Arm.

Zu Hause empfing ihn eine muntere Kinderschaar und seine Frau sagte ihm, daß Evchen gar nicht lange ausbleiben werde, sie habe nur die Jungfer Kathrin, ihre Schulgenossin, nach Hause begleitet, um deren Weihnachtsgeschenke sich anzusehen.

„Kann da allerdings nichts dawider haben, Frau, weil Kathrin's Vater ein leiblicher Vetter von mir ist, muß aber doch sagen, daß mich diese Vetterschaft insoweit etwas verdrießt; nicht etwa sündlichen Hochmuths wegen, denn der Herr Vetter Oberfrohn, obwohl er ein drei- oder viermal besseres Einkommen hat als ich und sich sehr bedanken wird, mit mir zu tauschen, ist doch für einen kurfürstlichen Registrator kein recht passen wollender Umgang. Verstehst wohl, wie ich das meine? Weil Kathrin's Vater zuweilen Manieren an sich hat, die ganz und gar nicht zu den Regeln der Wohlanständigkeit zu rechnen sind, und übrigens hat er auch letzthin von kurfürstlichen Hungerleidern geredet. Ich bin fest überzeugt, daß er gegen unser Kind, wenn es erzählen soll, was es von mir für Weihnachtsgeschenke bekommen hat, eine solche niederträchtige Bemerkung über die Zunge springen lassen wird, was meine väterliche Reputation bei Evchen

untergräbt, absonderlich heute, wo ich mit ihr ein sehr ernstes Wort zu sprechen habe."

„Du hast ein ernstliches Wort mit dem Kinde zu sprechen?" fragte die Frau voll Angst.

„So ist es", lautete seine Antwort.

„Muß es gerade heute sein, zum lieben Christfeste? Wenn's möglich ist, lasse es doch auf einen andern Tag! Ich bitte Dich, Vater, schiebe es auf, denn Gutes ist es gewiß nicht, das kann ich mir schon denken. Verdirb dem armen Mädel doch die Festfeier nicht! Mein Gott, das kann Dir, ihr und mir doch nicht zum Segen gereichen, wenn immer mehr und mehr eine böse Kluft zwischen uns fällt. Es ist ja jetzt ein wahrhaftes Unglück bei uns. Seit dem Tage, wo Du bei der Frau Kurfürstin gewesen bist, hat ja ein förmlicher Rauhfrost unsere häusliche Zufriedenheit starr und kalt gemacht, da ist von keinem glücklichen Sonnenschein unter uns mehr die Rede, wir leben in einem traurigen Zustand der Ungewißheit, daß es Gott zum Erbarmen ist."

„Ja, ja, das ist so", stimmte der Mann bei; „aber es wird wohl nicht für immer so bei uns sein, ich denke es wenigstens nicht." Nach einer Weile setzte er mit dem Tone aufrichtigster Betrübniß hinzu: „Das arme Kind!"

Die Frau Registratorin war außerordentlich erstaunt, den Mann in einer Weise sich äußern zu hören, die so

weit von dem harten, scheinbar unversöhnlichen Wesen abwich, das er gegen die Tochter so lange festgehalten hatte. Es wäre ganz gegen die Gewohnheit dieser ehrenwerthen Familienmutter gewesen, bei solchem Glücke ihre Verwunderung auf Schweigen zu beschränken, indeß der Registrator war durchaus nicht der Mann, der sich so leicht der Anwandlung einer Weichherzigkeit hingab. Er sagte ihr mit wenig Worten, daß ihr bald Alles klar werden würde, sie solle sich nur in Geduld fassen, und mit gar besonderer Betonung schloß er seine Mahnung mit den Worten:

„Der heilige Weihnachtsabend bringt oft gar wunderbare Ueberraschungen.“

Somit war seine Ehehälfte zum Abwarten der Enthüllung der Ueberraschung verwiesen, die so auffallend seinem bisherigen Nichtbeachten Evchen's ein Ende gemacht hatte. Der Registrator betrachtete in Wahrheit die ihm am vergangenen Abende gewordene Entdeckung als eine Fügung des Himmels, ihm zu dem ihm entrissenen Rechte über sein Kind zu helfen und dieses selbst aus dem Netze eines Unwürdigen zu befreien, um welchen es, wie er gar wohl bemerkt hatte, unter dem Deckmantel der Verschwiegenheit schweren Kummer trug. Wie er auch hin und her sinnen mochte, er fand nichts heraus, was Franz Pachhalbel nur im mindesten hätte recht-

fertigen können. Zwischen diesem und der italienischen Sängerin mußte ein Geheimniß bestehen, welches das Licht der Welt scheute. Sollte es nur ein Liebesverhältniß sein? Aber die Schrift, das Papier, was er ihr übergeben hatte? Des Registrators Denken scheiterte an diesem Umstande besonders und unwillkürlich fühlte er sich zu der Annahme gedrungen, darin dürfte etwas Strafbares liegen, ohne sich jedoch darüber einen klaren Grund angeben zu können.

Der Gedanke peinigte den ängstlichen Mann so sehr, daß er noch vor der Kirche beim kurfürstlichen Geheimrath von Sebottendorf, seinem Chef, sich zur Audienz melden ließ. In Anbetracht des hohen Festtags wurde er indeß aufs Wiederkommen am Nachmittage verwiesen.

Evchen kam nach Hause; sie hatte für heute, als dem ersten Feiertage, von ihrer Herrin die Erlaubniß, denselben bis zur Abendstunde, wo sie sich zur Abendandacht wieder im Schlosse einfinden mußte, bei den Aeltern zuzubringen. Ihr in der letzten Zeit etwas bleicher gewordenes Gesicht war vom raschen Gange in der kalten Luft etwas geröthet.

„Der Vetter läßt den Herrn Vater schön grüßen und ein gesundes und frohes Christfest wünschen“, sagte sie, das Tuch, mit dem sie den Kopf in der Kälte verhüllt hatte, ablegend.

„Schon gut. Hat wohl seiner Kathrin wieder wie einem Fürstenkinde beschert, der Herr Vetter Oberfrohn?“ fragte der Registrator.

„O ja, er hat seine Kathrin sehr lieb“, antwortete Evchen kurz, aber mit halber Stimme.

Das ging dem Manne wie ein Messerstich durchs Herz, da es wie ein Zweifel an seiner Vaterliebe klang. „Denkst Du, andere Väter hätten ihre Kinder weniger lieb wie er?“ fragte er.

„Ich habe das ja nicht gesagt“, erwiderte das junge Mädchen ängstlich, denn an dem Tone, in dem er diese Frage an sie gerichtet hatte, merkte sie, daß er sich beleidigt fühlte.

„Aber gedacht hast Du es, und das ist ein Unrecht an mir gethan, das, von Dir ausgehend, für mich doppelt schmerzlich ist, da ich Dich eben als mein Kind zu sehr liebe, um Dich so zu sagen gleichgültig des Molochs Rachen opfern zu wollen.“

Evchen schwieg; eine Pause folgte. Der Registrator schien trotz des Anlaufs, den er bereits genommen, um Ernstliches mit der Tochter zu verhandeln, den Faden zu Weiterem verloren zu haben. Der Blick auf Evchen, die so traurig, halb abgewendet von ihm, am Fenster stand, wirkte auf den sonst nicht allzu weichherzigen Mann fast erschütternd; er sah es, daß sein Kind

nicht glücklich war; der Anwandlung von Schmerz über diese Bemerkung folgte jedoch der seiner heftigen und gegen jedes Unrecht sich schnell empörenden Natur entsprechende Zorn gegen den Urheber dieses Unrechts.

„Zu mir her, Evchen, ich habe mit Dir zu reden!“ befahl er.

Ohne Zögern gehorchte sie der Weisung.

„Weiß Gott, Du siehst abgehärmt aus, armes Ding, und das wegen eines solchen Lumps von Exulanten! Rasend kann es mich machen, wenn ich mir denken soll, daß mein Kind, das ich mit dem ganzen vollen Herzen eines Vaters liebe, der in den Kindern, die ihm Gott gegeben, seinen einzigen Reichthum sieht, durch einen hergelaufenen Menschen, welcher nichts für sich hat, als sein bischen Larve und sein glattes Wesen, getäuscht und betrogen worden ist. —“

„Vater!“ fiel Evchen ihm bittend ins Wort, zitternd vor der Aufregung, die in seinem Gesichte jede Muskel fiebern machte.

„Na, na, schon gut. Dergleichen willst Du nicht hören, weiß schon, nimmst seine Partie, weil Du verblendet bist; wird sich aber ändern diese Ansicht, wird sich ändern, wirst, wenn ich mit Dir geredet haben werde, doch sagen müssen, der Vater hat Recht.“

Wieder folgte eine Pause. Evchen zitterte wie

Espenlaub vor dem, was da kommen werde. Sie ahnte, daß es einer Entscheidung über ihr ganzes Lebensglück gelten dürfte. Nach einer Weile hob der Registrator an:

„Es ist ein schöner Beruf des heiligen Weihnachtsabends, die Menschenherzen froh zu machen, sie mit Freude zu überraschen; aber es gibt auch zuweilen Ueberraschungen, die keine Freuden sind, sondern sogar rechte herbe und bittere Erfahrungen, die indeß uns doch auch schließlich die Freude bereiten, daß wir uns Täuschungen entschlagen können, die wohl recht angenehm und süß erscheinen, aber zuletzt nur als ein Rausch oder ein Traum sich erweisen, der beim Munterwerden verfliegt." Dies war die Einleitung, die eigentlich wohl denselben peinigenden Eindruck auf das junge Mädchen hervorbrachte, wie die salbungsvolle Zusprache eines Priesters auf einen zum Richtplatz geführten Delinquenten, dessen Hoffen auf weltliche Begnadigung mit jedem Worte einen Schimmer mehr verliert.

Evchen horchte stumm der Erzählung des Vorgangs zu, welcher, seitdem er ihn erlebt hatte, dem Registrator so unendlich viel Sorge und Nachdenken bereitet hatte. Das junge Mädchen blieb wie festgewurzelt noch auf derselben Stelle stehen, als der Vater schon einige Secunden lang schwieg; alles Blut schien aus dem lieblichen Gesicht verschwunden zu sein. Wie ein Todesurtheil war es über Evchen gekommen, dessen Ernst sie

anfänglich gar nicht fassen zu können schien; dann aber fuhr sie wie unter einem langsam ihren Körper durchrieselnden Fieberschauer sichtbar zusammen, ein unaufhaltsamer Thränenstrom entstürzte ihren Augen, und laut weinend, denn für diesen großen, alle ihre jugendlichen Luftträume mit einem Mal niederwerfenden Schreck hatte sie keine Worte, wankte sie dem nahen Sopha zu, an dessen Rand sie wie ohnmächtig niederfiel.

Die Mutter trat ein.

„Ruhig, nur ruhig!“ sagte der Registrator milder, als sich von seiner Gemüthsheftigkeit erwarten ließ, da ihm die Frau Vorwürfe machte, daß er an Evchen barbarisch handle; „das sind Thränen, die für sie ebenso von Segen sein werden, wie der Schnitt, den der Wundarzt mit seinem Messer an einem kranken Theile macht, um dem weiterfressenden Eiter einen Abzug zu verschaffen.“

Und fast schien es sich bei Evchen zu bewahrheiten. Nachdem der erste Sturm des Schmerzes sich gemindert, gestand sie offenherzig, daß auch sie die Bemerkung gemacht habe, wie ein Geheimniß zwischen Franz Pachhalbel und der Tochter des Doctor Angelo stattfinde; nur habe ihr der so offenbare Beweis, wie der Zufall dem Vater einen solchen habe erleben lassen, gefehlt.

Der Registrator war mit dem Ausgange dieser Ent-

täuschung Evchen's sehr zufrieden. Er glaubte sich überzeugt halten zu können, daß das junge Mädchen von nun an jeden Gedanken an den Unwürdigen aufgegeben habe, und fand sich ungemein geschmeichelt von der Voraussicht, die Frau Kurfürstin werde sich ihm gegenüber beschämt fühlen müssen. Von dieser Ueberzeugung ganz und gar durchdrungen und befriedigt, begab er sich am Nachmittag zum Geheimrath von Sebottendorf.

Bei diesem vornehmen Herrn hatten sich an diesem ersten Christfesttage drei seiner Freunde zur Mittagstafel eingefunden, die in damaliger Zeit, ganz entgegengesetzt der gegenwärtigen, auch wirklich zur Mittagszeit stattfand, indem man es für eine Unsitte gehalten haben würde, erst in den spätern Stunden des Nachmittags zu speisen. Die Fürstenhöfe machten keine Ausnahme von dieser damals gangbaren Regel; man war in vielerlei Dingen noch sehr einfach in jenen Tagen.

Die Herren saßen noch beim Weine. Da war außer dem Gastgeber Dr. David Döring, des Kurfürsten Liebling, gegenwärtig, ein Mann vom heitersten Humor und von der Natur begabt mit einem ungemein empfehlenden Aeußern. Wenn ihm gleich der Adel mangelte, so ersetzten sein gewichtiger Einfluß auf den Kurfürsten, sein Talent, alle Manieren der feinen Welt

sich im höchsten Grade zu eigen gemacht zu haben, und die ziemlich sichere Aussicht, wenn er es nur betreiben wollte, vom Kaiser geadelt zu werden, den ihm noch fehlenden Geburtsvorzug aufs vollkommenste. Außerdem gehörte er zu den reichsten Grundherren des Kurfürstenthums, denn er war Besitzer von neun sehr ansehnlichen Rittergütern, und dieser günstige Umstand verschleierte seinen Ursprung als Sohn eines wenig bemittelten Landrichters zu Zeitz und überdeckte sogar den an ihm haftenden Makel, sechs Jahre früher von der Landschaft beim Kurfürsten „als ein recht-, ehr- und pflichtvergessener Mann" denuncirt und in einen Proceß verwickelt worden zu sein, den er vier Jahre lang hinauszuziehen und endlich den Kurfürsten zu dessen Niederschlagung zu bewegen verstand. Dieser aus eigenem Genie emporgekommene und mit einem unendlich weiten Gewissen begabte Herr, ein Lebemann und in allen Sätteln gerecht, wie man zu sagen pflegt, befand sich ungemein wohl in der Gesellschaft der noch anwesenden Geheimräthe Kaspar von Schönberg und Graf Elias von Brandenstein.

Man hatte nicht nöthig, nachdem die Diener sich entfernt, irgend ein lästiges Verschweigen gegen einander zu bewahren, denn man kannte sich als Leute von einer Farbe, und diese Ueberzeugung war hinlänglich, um dem

Frohsinn vollkommen freien Lauf zu lassen. Wie es bei Unterhaltungen zu geschehen pflegt, daß die Gesprächsgegenstände oft die seltsamsten Extreme berühren und der bitterste Ernst oft sein essigsaures Gesicht hinter der ausgelassensten Lust erscheinen läßt, so war es auch hier der Fall. Dr. Döring hatte zum höchsten Ergötzen seiner hochgeborenen Freunde eine Menge Anekdoten aus den mittlern und niedern Hofkreisen zum Besten gegeben. Sein vortreffliches Nachahmungstalent, mittels dessen er die in Rede stehenden Personen gleichsam selbstredend darzustellen und ihre lächerlichen Eigenthümlichkeiten zu markiren wußte, hatte ungemein zur Erheiterung beigetragen. Besonders bot die ägyptische Finsterniß des kursächsischen Finanzwesens für lustige Leute, die sich in diesem merkwürdigen Dunkel aufs beste zu „wärmen" verstanden, wie Dr. Döring und andere vornehme Herren, eine unerschöpfliche Fundgrube von spaßhaften Anekdoten.

Dem Lachsturm, den Dr. Döring hervorgerufen hatte, folgte eine kurze Pause, und dann hob der Geheimrath Sebottendorf mit einer auffallend ernsten Miene an:

„Da ist mir gestern von Budissin auch eine höchst sonderbare Hiobspost zugekommen, die ich den Herren, wie sich von selbst versteht, nur unter dem Siegel des

Geheimnisses hier mittheilen und zugleich gebeten haben will, ihnen etwa gelegentlich vorkommend darauf Bezügliches mir gefälligst zu wissen zu thun. Man schreibt mir nämlich, daß wenige Tage vor dem Abzuge des Herzogs Friedland von da ein fremder italienischer Herr bei demselben erschienen und eine geheime Unterredung, vermittelt durch den Friedländischen Hofastrologen Zeno, mit ihm gehabt habe. Die Beschreibung, welche man hinsichtlich dieses Fremden mir brieflich macht, stimmt sonderbarerweise mit dem Aeußern des bei unsern beiden kurfürstlichen Durchlauchten in so unerklärlicher Weise in Gunst gekommenen Doctor Angelo überein.

„Das wäre auffallend!" rief Graf Brandenstein.

„Jedenfalls; aber es sollte meines Erachtens nach nicht allzuschwer sein, hinter die Wahrheit der Angabe zu kommen", bemerkte Geheimrath von Schönberg.

„Die Herren werden es selbstverständlich finden, daß ich nicht säumig war, dem Grunde dieser als unbestreitbar wahr mir gemachten Mittheilung sogleich nachspüren zu lassen; doch hat sich kein Erfolg ergeben. Niemand kann sich einer Abwesenheit Doctor Angelo's von Dresden entsinnen, und somit muß ich die geschilderte Aehnlichkeit jenes Italieners mit Doctor Angelo als — wie soll ich sagen? — als eine Naturmerkwürdigkeit betrachten."

Herr von Schönberg versetzte: „Ich gebe nicht

soviel auf Curiositäten der Natur, umdaran zu glauben, daß sich wirklich so große Aehnlichkeiten unter Menschen vorfinden, um eine solche Täuschung zuzulassen, vorausgesetzt, daß des Herrn Geheimraths Agent kein leichtsinniger Patron ist, der in der Absicht, etwas Ungewöhnliches zu vermelden, einem in seinem eigenen Kopfe entstandenen Wahne den Anstrich der Glaubwürdigkeit gibt."

„Das ist nicht der Fall; ich bürge für den Mann", entgegnete Herr von Sebottendorf. „Seine Absicht zielt durchaus nicht darauf hin, hinsichtlich Doctor Angelo's, den er nicht kennt und von dessen Hiersein er nichts weiß, mir eine Neuigkeit zu berichten. Seine Angabe, den Italiener betreffend, steht mit einer Seltsamkeit oder vielmehr mit einem Räthsel in Verbindung. Herzog Friedland hat einen oder einige Tage später — der Umstand ist das Einzige, was nicht klar in dem Berichte ausgesprochen ist — eines Morgens in Begleitung zweier hohen Offiziere und seines geheimen Kammerdieners Budissin verlassen. Man hat seinen Vierspänner auf der Straße nach Dresden fahren sehen und bemerkt, daß neben dem herzoglichen Kutscher ein fremder, in einen Mantel gehüllter Mann gesessen, von dem man annimmt, daß er Dienste als Wegweiser geleistet habe. Mit diesem hinsichtlich seines Ziels unbekannten Aus-

fluge des Herzogs läßt sich eine zweite mir unter der Hand gemachte Nachricht nicht weniger auffallender Art in eine gewisse Verbindung bringen."

„Der Sebottendorf scheint sich vorgenommen zu haben, uns heute zum Nachtisch mit Knackmandeln zu bewirthen", lachte Graf Elias Brandenstein.

„Ein lobenswerther Vorsatz!" stimmte Geheimrath von Schönberg bei und Dr. Döring behauptete, Herr von Sebottendorf müsse von unbekannter Hand gestern einen Christbaum zum Geschenk erhalten haben, der mit höchst verdächtigem, räthselhaftem Confect behangen gewesen sei, das in Gesellschaft mit ihm zu verspeisen er ihnen jetzt mit ausgezeichneter Liebenswürdigkeit Gelegenheit biete.

„Wäre mir wahrlich lieb, wenn Jemand hinsichtlich dieses räthselhaften Confects mir einigen Aufschluß geben könnte", redete Herr von Sebottendorf; „und da die Herren ja sammt und sonders lebendige Kronen der Weisheit sind, so vermeine ich eben an die Rechten gekommen zu sein, auf die das Sprichwort: „Die Nürnberger henken Keinen, sie hätten ihn denn zuvor", nicht Anwendung findet."

Man lachte und Dr. Döring rief scherzend: „Vielen Dank, Excellenz, für den uns zugesprochenen Vorrang vor den Nürnbergern. Es kann kein gün-

stigeres Urtheil über Jemand gefällt werden, als wenn man ihm die Kunst zutraut, Jemand zu henken, den er nicht zuvor hat, und darum schlag' ich vor, einen Becher auf unsere unerklärliche Weisheit uns gegenseitig auszubringen, denn in vino veritas!"

„Ein allerliebster Vorschlag! Der Döring trifft immer den Nagel auf den Kopf!" pflichtete Brandenstein bei, dem das Gesundheitausbringen jederzeit als eine zu große Ergötzlichkeit erschien, um sie zu unterlassen.

Als Dr. Döring einen heiteren Trinkspruch ausgebracht und die Herren ihre Becher geleert hatten, fuhr Herr von Sebottendorf fort in seiner Erzählung.

„Es ist mir schon vor einigen Wochen die Nachricht zugegangen, unseres gnädigsten Herrn Kurfürstens Durchlaucht sei eines Vormittags, nur vom Oberhofjägermeister begleitet, plötzlich in der Festung Stolpen angekommen und ein Stündchen später ein fremder Vierspänner gleichfalls in diese eingefahren und zwar unmittelbar bis vor die bischöfliche Residenz, sodaß der oder die darin Sitzenden von Niemandem gesehen worden wären, als vom Commandanten allein, der vorher die Soldaten in die Wachstube verwiesen und ihnen wie den Offizieren das Betreten des ersten und zweiten Hofs auf die Dauer der Anwesenheit des Kurfürsten untersagt habe.

Meine Nachforschungen beim Oberhofjägermeister sowie beim Commandanten erwiesen sich als gänzlich fruchtlos; beide Herren verweigerten mir jede Auskunft; nur von den Soldaten, bei denen ich unter der Hand nachfragen ließ, wurde mir die Bestätigung, daß wirklich ein unbekannter Vierspänner eines Vormittags in der Festung angelangt, aber nach wenig Stunden wieder fortgefahren sei. Ich glaube berechtigt sein zu dürfen, diesen räthselhaften Besuch mit dem auffallenden Ausfluge des Friedländers in eine gewisse Verbindung zu bringen."

Eine Pause folgte, und als dann die Meinungen über diesen so absichtlich geheim gehaltenen Vorgang gegenseitige Besprechung gefunden hatten, deren Resultat auf eine Uebereinstimmung mit Herrn von Sebottendorf hinauslief, erklärte Herr von Schönberg, daß er bis jetzt keinen eigentlich nothwendigen Zusammenhang mit der angeblich von Doctor Angelo beim Friedländer ausgeführten Mission und diesem geheim gehaltenen Besuch zu Stolpen finden könne.

Herr von Sebottendorf entgegnete: „Es ist gewiß seltsam, daß ich bekennen muß, wie selbst meine Anschauung von einem solchen Zusammenhange eine äußerst unsichere, gleichsam hinter einem Nebel sich verbergende ist. Ich selbst habe Zweifel dagegen, da ich bis jetzt noch nichts habe auffinden können, was dafür spräche,

daß Doctor Angelo die Gunst unseres durchlauchtigen Herrn auf dergleichen geheimnißvollen Wegen sich errungen hat. Der Mann, wie ich ihn beobachtet habe, scheint für Politik keine Neigung zu empfinden; man hört ihn nie ein Wort darüber äußern, aber die in dem erwähnten Berichte auf ihn so ganz und gar passende Beschreibung macht mich unsicher."

„Nun", nahm Dr. Döring das Wort, „ich sehe die Sache wieder von einem andern Gesichtspunkte an. Wenn eine Zusammenkunft zwischen unseres kurfürstlichen Herrn Durchlaucht und des Herzogs Friedland Hoheit wirklich stattgefunden, so kann sie durch Niemand anders als durch Feldmarschall von Arnim herbeigeführt worden sein. Meines Schwiegervaters Hochehrwürden war persönlich Zeuge des Eifers, in welchen Arnim unsern gnädigsten Herrn durch die Idee, im Verbande mit dem Herzog Friedland in Deutschland eine dritte Partei zu gründen, zu versetzen verstanden hat."

„Bewahr's Gott, daß unser gnädigster Herr sich einer Abtrünnigkeit gegen kaiserliche Majestät schuldig mache!" rief Sebottendorf. „Dagegen müßten wir, seine Räthe, mit aller Macht Protest einlegen."

„Sicher, das ist unsere Pflicht", stimmte Graf Brandenstein bei.

„Es ist auch nicht zu übersehen, daß die Frau Kur-

fürstin die geschworene Feindin alles dessen ist, was den Namen kaiserlich führt", bemerkte Geheimrath von Schönberg.

„Sie bleibt für uns in dieser Angelegenheit ganz außer dem Spiele, da sie das lebendige Widerspiel des Feldmarschalls ist und ihm, dem Capitalfeind der Schweden, von denen sie für Deutschland das einzige Heil erwartet, unter keinen Umständen in die Hände arbeitet, sondern, wo es ihr nur möglich, seine Politika durchkreuzt", erörterte Dr. Döring. „Nicht anders denkt sie vom Herzog Friedland; er ist ihr ein Greuel, und daher ist sie auch der jetzigen Aufnahme der Unterhandlungen zwischen uns und dem Herzog gänzlich fremd, ein Friede mit dem Kaiser erscheint ihr als ein Unglück. Sie hat mit unsern dem Frieden mit dem Kaiser günstigen Anschauungen nichts zu schaffen, und indem sie unsern Meinungen schroff entgegensteht, muß auch jeder Gedanke daran, den Doctor Angelo, dessen schöne Tochter sich ihrer Gnade so sehr erfreut, irgendwie bei einer politischen Mission der Art wie die in Rede stehende betheiligt zu glauben, von selbst fallen. Ich habe noch Niemand gesehen, der seine Gutmüthigkeit so weit triebe, daß er sich die zu Lieblingen wählt, welche zu seiner Gegenpartei gehören."

Diese Aeußerung Döring's fand allgemeine Zustimmung; Geheimrath von Sebottendorf erklärte sogar, daß

es ihm lieb sei, hinsichtlich Doctor Angelo's die Unsicherheit, in der er sich über denselben befunden, aufgeben zu können, denn dieser Verdacht habe ihn nur deshalb sehr beunruhigt, weil, wie der Kurfürst nun einmal sei, es schwer gewesen sein würde, gegen einen von demselben beschützten Feind zu kämpfen. Es lag in der Natur dieser Besprechung, daß das Kapitel von einer dritten Partei nun eine eingehende Erörterung fand, da so ungemein viel dafür war, daß der Kurfürst unausgesprochen dieser Idee seine Gunst zugewendet habe, denn auf seinen Befehl waren mit dem Herzog Friedland in diesem letzten Monat des Jahres bereits Verhandlungen zu einem Friedensabschluß eingeleitet worden, und obwohl dies ganz mit den Gesinnungen der kursächsischen Räthe übereinstimmte, da ein Friede eben nur dem Interesse des Kaisers entsprechen könnte, so hegten sie doch die Befürchtung, daß diese Vornahme eine Maske sei, hinter der sich andere Pläne verborgen hielten, die gerade das Gegentheil von dem bezweckten, was öffentlich als Friedensziel genannt wurde.

Jeder hatte von dem Friedländer die Ansicht, daß er ein Meister in politischen Winkelzügen und Ränken sei, dem es ein Leichtes wäre, die Verhandlungen so zu verwirren, daß der Friede zur Unmöglichkeit werde, und was dann? Auch bei dieser Frage gab Dr. Döring ge-

wissermaßen den Ausschlag, indem er die Haltbarkeit der Befürchtungen der drei Geheimräthe bestritt.

„Zur Parteibildung gehören Mitglieder, woher aber diese nehmen? In Berlin ist man nicht gesonnen, dem sächsischen Beispiel so unbedingt zu folgen und sich mit dem Herzog Friedland in Friedensverhandlungen einzulassen. Dem brandenburger Herrn sitzt der Schwede wie ein Schwär auf dem Nacken; es wäre Thorheit, wollte der Brandenburger den Kopf emporheben, denn er würde sogleich den Schmerz über dies Wagstück im Genick empfinden. Seine Räthe sind, wie ich aus sicherer Quelle weiß, durchaus nicht der Meinung, sich das Feuer auf die Nägel brennen zu lassen, sie gehen nicht mit uns, und ihr Herr, der Kurfürst, wird sich, wenn er auch noch so sehr für die Bildung einer dritten Partie Interesse fühlen möchte ihrer Entscheidung unterwerfen müssen. Und selbst wenn die berliner Räthe für eine solche Coalition sich gestimmt fänden, würde es trotzdem kein Ding der Unmöglichkeit sein, unseres gnädigsten Herrn Durchlaucht von solcher Verbindung abzubringen; ich erinnere die Herren nur an den tiefen Widerwillen unseres Kurfürsten gegen das calvinische Element. Für den schlimmsten Fall sparen wir die geistliche Zusprache meines Herrn Schwiegervaters Hochehrwürden auf und wir können im voraus überzeugt sein, daß unser Wille geschieht."

Der eintretende Diener meldete den Grafen von Sternberg, den die Anwesenden als einen intimen Freund Sebottendorf's kannten. Nach einer kurzen Unterhaltung, an der der böhmische Edelherr noch Antheil nahm, verabschiedeten sich die Tischgäste des Geheimraths, da bereits die dritte Stunde vorüber war und der Nachmittagsgottesdienst eingeläutet wurde.

Graf Sternberg lehnte, als er sich allein im Zimmer sah, mit dem Rücken und mit über der Brust verschränkten Armen an eins der Fenster und sann vor sich hin, als läge ihm ein Gedanke bleischwer im Hirn. Herr von Sebottendorf hatte seine Freunde bis an die Treppe geleitet und kam nun zurück ins Zimmer. Fast erschrocken blieb er stehen, als er das finstere Gesicht Sternberg's sah.

„Aber Leo, bist Du ganz von Sinnen, Dich von einer Leidenschaft so sehr beherrschen zu lassen, daß sie Dich zuletzt noch aufreiben wird?“ rief er dem Grafen zu. „Ist mir je in meinem Leben eine so tolle Liebschaft vorgekommen!“

„Das war das rechte Wort dafür, Abraham“, antwortete der Graf. „Ich bin nicht mehr ich; ein Satan wohnt in mir und macht mich vor mir selbst zum Spott, weil es mir immer klarer wird, daß ich gegen mich selbst alle Kraft verloren habe.“

„Die schöne Signora würde lachen, wenn sie nur die leiseste Ahnung davon hätte, wie sie Dich gradweise zum Narren gemacht hat", sprach der Geheimrath. „Es ist unglaublich, daß ein vernünftiger Mann sich gegen seine bessere Ueberzeugung einem Taumel hingibt, als wäre er behext, und noch unglaublicher, wenn er überzeugt ist, eher verspottet als geliebt zu werden."

Graf Sternberg versetzte mit einem Ausdrucke von Zorn:

„Du würdest der Wahrheit näher kommen, wolltest Du sagen, verachtet statt geliebt zu werden; und doch bin ich toll in sie verliebt. Ich glaube, ein Fluch ruht auf mir und macht mich unfähig, mich diesem wirbelnden Wahnsinne zu entziehen. Würde nicht jeder sich nur ein wenig selbst ehrende Mann, wenn er sieht, wie sie jedes ihr von ihm angebotene Geschenk zurückweist und deutlich an den Tag legt, daß er ihr nichts, seine Bewerbung um ihre Huld ihr verhaßt ist, längst sich aus ihrer Nähe zurückgezogen haben? Jeder, jeder! Nur ich kann es nicht, ich nicht!"

Er erzählte ihm den Vorfall an der Bude des Glashändlers.

„Meine Rechte möchte ich darauf ins Feuer legen daß ich ihren gleichgültig lächelnden Blick, als die prächtige Fruchtschale in Scherben am Boden lag, recht ver-

standen habe, indem ich ihn für einen versteckten Hohn hielt, für eine maskirte Freude, mich durch Verachtung meines Geschenks zu kränken, und doch, doch verstand sie es, sich so zu entschuldigen, daß ich das Recht verlor, Zorn gegen sie zu halten."

„Lassen wir diese Geschichte, Leo", sagte Abraham von Sebottendorf; „sie ist zu wenig ergötzlich, als daß ich mir damit die gute Laune verderben lassen sollte. Laß uns von unsern Angelegenheiten sprechen, wir haben —"

Der Diener meldete den zur Audienz bestellten Registrator Voigt.

„Was hat nur der Actenwurm, daß er mich selbst am ersten Festtage nicht in Ruhe läßt?" polterte der Geheimrath. „Herein mit ihm!"

Wenig Augenblicke später trat der Gemeldete mit tiefen Bücklingen ein.

„Fasse Er sich kurz, Voigt, meine Zeit ist kostbar."

„Unterthänigst zu Befehl, Excellenz", antwortete der Registrator mit abermaligem Bückling, aber der zweifelsvolle Blick, den er auf den mit anwesenden Grafen warf, belehrte den Geheimrath, daß er Scheu empfände, in dessen Gegenwart mit der Sprache herauszurücken.

„Lasse Er sich nicht durch diesen Herrn stören, bringe Er getrost sein Anliegen an", sprach Herr von Sebotten-

dorf; „mein Freund hier kümmert sich nicht um unsere Dienstsachen, Er kann ganz ruhig davon reden."

„Halten zu Gnaden, Excellenz, es ist keine Dienstsache, die ich zu berichten für meine Pflicht halte", wandte der pedantisch-peinliche Registrator ein, verlegen an seinen Rockärmeln zupfend.

„Keine Dienstsache? Was denn?"

„Ein — ein mir sehr auffallend gewordener Vorfall, Excellenz."

„So? Nun, wen betrifft er?" fragte der Geheimrath.

„Zuvörderst meine Tochter, mein Evchen —"

„Höre Er, Voigt, ich glaube, es dürfte besser sein, wenn Er mir nach dem Feste zu einer gelegenern Stunde als heute Mittheilung davon machen wollte, insofern Er sich bis dahin nicht etwa anders besonnen hat und diese Familienangelegenheit ganz für sich behält."

„Halten zu Gnaden, Excellenz, es ist wohl nur eines Theils eine Familienangelegenheit, sonst aber ein Geheimniß dabei, bei dem die bei der durchlauchtigsten Frau Kurfürstin in hohen Gnaden stehende italienische Sängerin, des Doctor Angelos Tochter, und unseres durchlauchtigsten Herrn neu ernannter Geheimschreiber Franz Pachhalbel betheiligt sind und wofür der Hofwundarzt Herr Walther mein Gewährsmann ist."

„Signora Cornelia?" rief Graf Sternberg auffahrend.

„Erzähle Er, Registrator!" befahl der Geheimrath.

Der Aufgeforderte kam dieser Weisung nach. Freilich mußten die beiden vornehmen Herren auch die Geschichte seiner Entrüstung über der Frau Kurfürstin Eingriff in sein Vaterrecht und alles dazu Gehörige mit in den Kauf nehmen, denn der Registrator glaubte die vollständigste Weitschweifigkeit des Kanzleistils seinem Chef gegenüber zur Geltung bringen zu müssen, aber die Kenntniß von dem geheimen Einverständnisse der Signora mit dem kurfürstlichen Geheimschreiber, das doch so viel zu denken gab, entschädigte sie dafür. Als der Berichterstatter schwieg, nachdem er noch sehr ausführlich die Erklärung beigefügt, daß sein Evchen ihm gestanden, wie sie von der Treulosigkeit Franz Pachhalbel's schon längere Zeit überzeugt gewesen und recht wohl gewußt habe, wie sehr derselbe für die schöne Italienerin entbrannt und von dieser begünstigt worden sei, trat Geheimrath von Sebottendorf zu dem Grafen und sprach mit ihm einige Minuten lang leise, dann aber wendete er sich zu Voigt zurück und sagte sehr gütig:

„Nun, mein lieber Registrator, Er hat durch seine Meldung dem Herrn Grafen hier einen großen Dienst geleistet, den ich Ihm nicht erst zu erklären brauche. Ein gescheidter Mann wie Er denkt sich schon wenigstens das Annähernde. Sei Er versichert, daß ich vorkommenden

Falls Seiner Aufmerksamkeit und Pflichttreue eingedenk sein werde."

Der Registrator hätte bald das Gleichgewicht verloren, so tief verneigte er sich.

Jener redete weiter:

„Ich glaube nicht nöthig zu haben, Ihm Schweigen über diesen Vorfall besonders anzuempfehlen; das liegt schon in Seinem Interesse und in der Sache selbst, die doch jedenfalls nur ein geheimes zärtliches Verhältniß betrifft und sich dahin erklärt, daß der Geheimschreiber, den Er zu hassen allerdings Ursache hat, die sich ihm unerwartet bietende Gelegenheit, die Signora zu sprechen, ergriffen und ihr seine zu Papier gebrachten Liebesempfindungen überreicht hat."

„Halten zu Gnaden, Excellenz, daß ich mich einer Bemerkung zu unterfangen so dreist bin", antwortete der Registrator. „Obwohl der Hofwundarzt wie auch ich niemals zärtliche Liebesbriefchen zu schreiben in der Lage waren, denn zu derlei Herzensergießungen hat unsereiner keine Zeit und würde auch eine Curiosität sein, so sind wir doch beide darüber einig, daß es ein anderes Papier als ein Liebesbrief gewesen sei, das er der Italienerin überreichte. Uns schien es ein vierfach zusammengebrochener Bogen."

„Das ändert die Sache allerdings", äußerte der

Geheimrath. „Nun, wir werden des Weitern darüber sprechen. Geh Er jetzt in Gottes Namen und nehme Er das Bewußtsein mit, daß Er von heute an bei mir einen großen Stein im Brete hat.“

Mit vielen unterthänigsten Bücklingen entfernte sich der Registrator.

Graf Sternberg hatte sich auf eine Polsterbank niedergeworfen; sein Gesicht sah zornbleich aus; die ihm gewordene Enthüllung schien gleich einem schweren Schicksalsschlage auf ihm zu lasten. Er erwartete, daß der Geheimrath mit ihm über das, was sie jetzt gehört hatten, sprechen werde, doch dies war ganz und gar nicht der Fall; im Gegentheile war es recht sichtbar, daß derselbe von einem Gedanken ganz besonderer Art beherrscht wurde, denn seine Stirne zeigte das bei ihm übliche Merkmal tiefen Denkens, die gleichsam über einander geschichteten Falten. Das Haupt zur Brust herabgeneigt, den Ausdruck fast finstern Ernstes in den Zügen und die Hände in einander auf den Rücken gelegt, schritt er langsam im Zimmer auf und nieder, sich nicht um den Grafen kümmernd, bis dieser ihm mit der Frage entgegentrat:

„Ich begreife nicht, Abraham, wie diese Sache, die doch eigentlich nur mich, mich ganz allein berührt, Dich zu einem Nachdenken veranlassen kann!“

„Du begreifst es nicht, Leo — ich glaub' es Dir.

Wie solltest Du auch nur vermuthen können, welche Folge von logischen Schlüssen ich an dieses Erlebniß des Registrators zu knüpfen berechtigt bin. Ich fange an, in demselben etwas mehr zu sehen als eine lächerliche Liebschaft zwischen der Italienerin und dem Pachhalbel."

„Mehr?" fragte der Graf erstaunt.

„Ja, mehr", antwortete der Geheimrath, „ein Staatsgeheimniß oder einen im Stillen ausgeführten Verrath. Ist das erstere der Fall, so ist Pachhalbel nichts als ein Werkzeug, das seines Gebieters Willen vollzieht; im zweiten Falle verdient er den Tod."

„Bei meiner Seele, Abraham, ich verstehe Dich nicht!" rief Sternberg.

Ueber Sebottendorf's Gesicht lief ein Lächeln hin. „Gräme Dich deshalb nicht, Leo", sagte er; „das sind Combinationen, die einstweilen mein Eigenthum bleiben müssen, ich kann vor der Hand nichts darüber äußern. Wenn Dich eins beruhigen kann, so sei es die Versicherung, daß wir diesem Geheimniß der Signora bald auf der Spur sein werden."

Jetzt läuteten die Kirchenglocken zum dritten Male, der Lakai meldete, daß der Wagen vorgefahren sei.

„Heute Abend auf Wiedersehen!" sagte der Geheimrath zu Sternberg, ehe er in den Wagen stieg. „Halt, noch eins! Der Kurfürst wird in diesen Tagen eine große

Jagd in Moritzburg abhalten lassen. Du bist von der Partie, ich weiß es, der Hofmarschall hat mir die Einladungsliste vorgelegt, Dein Name stand mit obenan Ich zweifle nicht, daß Du Dich abermals bei dieser Gelegenheit von Deinen glänzenden Seiten als Nimrod, Centaur und Bacchusbruder zeigen wirst; der Durchlauchtige gibt nicht wenig auf diese Eigenschaften, und ich glaube Dir für diesen Fall eine gute Stellung am hiesigen Hofe prophezeien zu können. Auf Wiedersehen, Leo!"

Während der Wagen mit dem Geheimrath nach der Hofkirche fuhr, begab sich Graf Sternberg in seine Wohnung. Er als Katholik hatte in der lutherischen Residenzstadt weder eine Kirche noch irgend eine Art von Gottesdienst. Man hielt ungemein streng darauf, daß keine anderc Confession hier auch nur eine Duldung erfahre, und dieser Härte zufolge gehörten Calvinisten und Katholiken in eine und dieselbe Kategorie der Verfolgten, sobald sie es wagten, eine gottesdienstliche Versammlung insgeheim zu halten; außerdem blieben sie unangefochten, ungeachtet der lutherische Zelotismus in der Person des Oberhofpredigers Dr. Hoë einen wahrhaften Messias besaß.

Graf Leo Sternberg empfand durchaus keinen Scrupel über diese lutherische Intoleranz; sein kirchlicher oder besser gesagt sein religiöser Sinn befand sich von jeher

in dem unbehelligten Stadium jener Gleichgültigkeit die gleich einem eifrigen Wächter ihn vor jeder Anwandlung von Tugend behütete und die Freiheit nichts zu glauben als die preiswürdigste Errungenschaft ihm lieb machte. Im Vollgenuß des Reichthums aufgewachsen, hatte er nie die Nothwendigkeit der Zügelung seiner Leidenschaften kennen gelernt und sein einziges Streben war nur auf die Vervollkommnung seiner äußern Erscheinung gerichtet gewesen. Dies Ziel seiner Wünsche hatte er vollständig erreicht, indem er sich alle einen Cavalier auszeichnenden Eigenschaften zu eigen gemacht.

Ein liebenswürdiger Gesellschafter und der einschmeichelndste Freund, verstand er es, alle diejenigen zu gewinnen, mit denen er in Berührung kam; Alles, was außer diesem Bereiche lag, betrachtete er jedoch als seinen Neigungen oder Abneigungen unterthan.

Indeß unbemerkt verrückte sich der Zenith seines Glückes. Seine in Aussicht stehende Vermählung mit einer ebenso jungen und schönen als reichen Gräfin Lazansky wurde rückgängig, als deren Oheim durch einen Zufall die Ueberzeugung gewann, welches lastervolle Wüstlingsleben Graf Leo insgeheim führte. Die leicht bestechende Aeußerlichkeit Sternberg's hatte ihm sogar am kaiserlichen Hofe Freunde gewonnen und den Titel eines kaiserlichen Kriegsraths verschafft. Es war auch seinen

Bemühungen gelungen, am Hofe des Friedländers festen Fuß zu fassen.

Nichts zog den Herzog mehr an, als wenn er Jemand fand, der die Natur und Aufzucht des edlen Rosses genau kannte; in dem Grafen Leo Sternberg hatte er einen in dieser Wissenschaft besonders Erfahrenen gefunden, und das geschmeidige, einschmeichelnde Wesen dieses jungen Cavaliers machte ihm denselben bald sehr lieb, sodaß sich der Graf im Verlaufe kurzer Zeit zu dessen näherer Umgebung rechnen durfte. In der Eigenschaft eines Lieblings begleitete er den Herzog auf jenem so verhängnißvollen Feldzug, dessen Ende der schwedische Heldenkönig mit seinem Leben bezahlte.

Erst im neuen Feldzug, dessen Schauplatz Schlesien ward, erkannte Herzog Friedland, welch einer Natter er seine Gunst geschenkt hatte. Durch die Trunksucht eines gräflich Sternberg'schen Dieners kam es an den Tag, daß sein Herr eine geheime Correspondenz mit Herren vom kaiserlichen Hofe unterhielt, welche keineswegs zum Vortheile des Herzogs lautete, sondern in gehässigen Farben jeden Vorgang in dessen Lager besprach und zugleich nicht ganz unverblümt andeutete, wie das Benehmen des Friedländers einem Verrathe an kaiserlicher Majestät sehr ähnlich sehe. Als Graf Sternberg von dieser Entdeckung Nachricht bekam, war es schon zu spät zur Flucht

für ihn, denn auf Befehl des Herzogs hatte man, während er einen Ausflug ins feindliche Lager machte, wie dergleichen gegenseitige Besuche aus den im Waffenstillstand befindlichen Lagern in Menge geschahen, in seinem Quartiere Aussuchung gehalten und seine Papiere, die seine Schuld unumstößlich bewiesen, mit Beschlag belegt, und kaum hatte er bei der Rückkehr die ersten Vorposten passirt, als er sich auch schon verhaftet sah.

Es war nahe daran, daß Graf Sternberg eine Erhöhung zu seinen Ungunsten erfahren hätte, denn Herzog Friedland, welcher an den Kaiser selbst eine heftige Beschwerdeschrift bezüglich der heimtückischen Ränke seiner vielen und vorzüglich in der kaiserlichen Umgebung befindlichen Feinde abgeschickt, war nicht damit zufrieden gestellt, daß der Kaiser die Verweisung des Grafen aus den kaiserlichen Landen decretirte; er wollte den Verleumder selbst bestrafen; aber kurz vor der Ausführung des ihn zum Galgen verurtheilenden Befehls fand gelegentlich eines ausgebrochenen Feuers der Graf die Mittel zur Flucht, wodurch er sich der Rache des Herzogs entzog. Es war selbstverständlich, daß er nun die kaiserlichen Lande vermeiden mußte, und deshalb führte ihn das Ziel seiner Flucht nach Dresden, wo er unter dem Schutze seines Freundes, des Geheimraths von Sebottendorf, einen sichern Aufenthalt fand.

Nur eben der Geheimrath erfuhr von ihm die wahre Ursache, die ihn nach Dresden führte; dem Kurfürsten jedoch wurde gemeldet, daß Graf Sternberg, der hier den Titel als kaiserlicher Kriegsrath abgelegt hatte, wegen Grenzregulirung seiner Güter in Schlesien mit den dem Herrn von Sebottendorf durch Erbe zugefallenen nach der kursächsischen Hauptstadt gekommen sei. Später entsprach der Graf angeblich nur dem Wunsche des Kurfürsten und seinem eigenen Wohlgefallen, den Winter in Dresden hinzubringen. In Wahrheit aber war es theils die Nothwendigkeit eines sichern Asyls, die ihn hier festhielt, theils eine andere Ursache, die unter der Gestalt eines lebendigen Räthsels vor ihn hintrat und ihn mit zauberischen Banden fesselte.

Als er am Fest der Weinlese in der Hof-Lößnitz Doctor Angelo's schöne Tochter Cornelia erblickte, vermeinte er für den ersten Augenblick seiner klaren Sinne nicht mehr mächtig zu sein, denn Lena von Warnstein stand vor seinen Augen. Ein Todesschreck durchbebte seine Seele. Lena, die in der Tiefe der Moldau Begrabene, lebte! Er vermochte dies Räthsel nicht zu fassen, sich nicht in die Möglichkeit hineinzudenken, daß sie es sei, und doch auch wieder, daß sie es nicht sei; Cornelia's Anblick verwirrte ihn ganz und gar. Ihr Urbild hatte er acht Monate früher zum letzten Male gesehen, als es

an Herzog Friedland's Tafel eine Scene herbeiführte welche selbst die Herzen der rauhen Kriegsobersten aufs tiefste erschütterte und mit Mitleid erfüllte.

Trotz der wilden Flatterhaftigkeit in seinem ausschweifenden Leben hatte der entschiedene Widerstand, den die schöne junge Frau seinen Versuchungen entgegengesetzt, eine festere Neigung zu ihr in seiner lasterhaften Seele begründet, als er dies selbst für möglich hielt. Einige Wochen nach dem Blutgericht über die Feldflüchtigen hatte er in ihrer Wohnung sich nach ihr erkundigt; er hoffte sie jetzt seinen Wünschen fügsamer zu finden. Das Unglück, meinte er, werde ihren ihm unbegreiflichen Starrsinn gebrochen haben; er hatte von einer weiblichen Tugend keine Ahnung, ihm erschien das ganze Geschlecht als käufliche Waare, die eben nur im Preise verschieden sei; er kannte nur feile und unter dem Mantel der Sittlichkeit sich der Wollust hingebende Weiber.

Die Nachricht, welche ihm in dem von ihr bis dahin bewohnten Hause zu Theil wurde, zwang ihn zum Erstaunen. Man sagte ihm, die schöne junge Frau habe ihrem schweren Leid in der Moldau ein Ende gemacht. Nichts als das Regentuch, in das sie selbst ihren Namen gestickt, habe man am andern Morgen am Ufer gefunden. Der alte Herr Hieronymus äußerte, schwer beängstigt von der Selbstanklage, daß er derjenige

gewesen, der ihr den Gang zum Herzog angerathen habe; die Erinnerung an das unendliche Leid, welches Frau Lena ertragen habe um des Unglücks willen, das über ihren Gemahl gekommen sei, werde ihn und sollte er noch hundert Jahre leben, nie aus dem Gedächtnisse kommen, und er hoffe, daß Gott der unglücklichen Selbstmörderin, die nur im Wahnsinne diese schreckliche That an sich selbst begangen haben könne, ein milder gnädiger Richter sein werde.

So verworfen Graf Sternberg auch war, so unterlag er doch einem ihn durchrieselnden Schauer; er bebte bei dem Gedanken an ein durch ihn vollführtes Verbrechen, dem zwei Menschen zum Opfer gefallen waren; aber zu versunken in Lastern, war diese schreckhafte Erinnerung von keiner Dauer bei ihm; sie verrauschte schnell unter den neuen rasch wechselnden Eindrücken seines Lüstlingslebens.

Aber beim Anblicke der schönen und Lena so täuschend ähnlichen Signora Cornelia erwachte nicht nur diese schreckhafte Erinnerung wieder in ihm, sondern auch die Neigung, die er zu der Selbstmörderin getragen, und zwar in einem so hohen Grade, daß er den Entschluß faßte, die Italienerin für sich zu gewinnen, und da er nicht hoffen konnte, sie seinen Wünschen anders geneigt zu machen, so trug er sich selbst mit dem Gedanken, ihr

seine Hand zu bieten. Herr von Sebottendorf wendete seine ganze Beredtsamkeit auf, ihn von der Ausführung dieses Vorsatzes zurückzuhalten, und theils waren es die Mahnungen dieses Freundes, theils aber und wohl zumeist das ihn so wenig ermuthigende Benehmen Cornelia's, ihr näher zu treten, als die streng aufrecht erhaltene Schranke im Umgange gestattete, die ihn von diesem Schritte bisher abgehalten hatten.

Ein ihm unerklärbares feindliches Etwas, für das er keinen Namen fand und das gleich einem erstarrenden Hauche aus eisigem Nord ihn durchkältete, stieß ihn von der schönen Signora ab, und doch siegte seine Leidenschaft zu ihr über die ihn in ihrer Nähe zuweilen durchschauernde Empfindung von Schreck und Entsetzen. Hätte er nicht gewiß gewußt, daß sie Doctor Angelo's Tochter sei, er würde nicht selten an die Möglichkeit geglaubt haben, Lena von Warnstein vor sich zu sehen; die Aehnlichkeit zwischen beiden erstreckte sich sogar bis auf beider Harfenspiel.

Nur einen Unterschied gab es zwischen ihnen: Lena von Warnstein verstand böhmische und deutsche Lieder zu singen, Cornelia hatte für das Böhmische gar keinen Sinn; sie zeigte sich unfähig, diese Sprache zu lernen, und selbst das Deutsche, das der tägliche Umgang ihr leichter machte, wurde von ihr nur sehr mangelhaft er-

lernt. Sie vermochte sich darin nur durch Einweben italienischer Worte verständlich zu machen.

Obwohl Signora Cornelia dem Grafen Leo eher Zeichen der Abneigung gegen seine Person gegeben hatte, als daß er sich zu dem Glauben berechtigt fühlen konnte, in ihrem Herzen bestehe ein verstecktes Wohlgefallen an seinen Bewerbungen um ihre Gunst, so ward er doch zuweilen auf diesen Gedanken geführt, indem ihr Blick mit einem zauberischen Lächeln auf ihm haftete, als wolle sie ihn ermuthigen, nicht von ihr abzulassen, und jede solche Wahrnehmung war bei ihm ein Ansporn, der seine Leidenschaft zu ihr nur noch mehr steigerte. Wie liebenswürdig war sie in Gesellschaft! Sie bezauberte durch die unnachahmlich süße Weise ihres Benehmens; war es ein Wunder, daß Sternberg sich ihr gegenüber gewissermaßen in einem magischen Kreise gefangen fühlte, welchem zu entfliehen ihm unmöglich wurde?

In seiner Wohnung angekommen, überließ er sich dem Nachdenken über die von dem Registrator dem Geheimrath gemachte Meldung. Es erschien ihm nach längerem Sinnen ebenso wie dem letztern unmöglich, an eine geheime Liebe zwischen der schönen Signora und dem kurfürstlichen Geheimschreiber zu glauben; diese Annahme hielt er ihrer für unwürdig, und Sebottendorf's Aeußerung, er sähe in diesem Geheimniß etwas mehr

als eine lächerliche Liebschaft, beschäftigte ihn außerordentlich. Vergebens strengte er sich an, etwas zu erdenken, was in diesem Räthsel einen möglichen Anhalt geben könne.

Sein Kammerdiener trat ein.

„Nun, Dzschanowitz", hob Graf Sternberg zornig an, „es scheint mir, als wärest Du schon zum Herrn geworden, der es nicht mehr nöthig hat, Kammerdienerdienste zu thun. Wußtest Du nicht, daß ich zum Oberhofmarschall von Taube eingeladen war?"

„O gewiß, gnädiger Herr Graf, mein Gedächtniß läßt mich nicht so leicht im Stich; ich möchte sagen, es sei eisern oder ein Buch, in dem sich die Blätter von selbst aufschlagen, wenn ich einer oder der andern Erinnerung bedarf", antwortete Dzschanowitz mit einem Humor, aus dem deutlich abzunehmen war, daß er in seines Herrn Geheimnisse zu tief eingeweiht sei, um sich viel aus dessen Zorn zu machen oder auf dessen Vorwürfe etwas zu geben.

„Wo zum Teufel hast Du Dich herumgetrieben, statt Deinen Dienst bei mir zu versehen?" fuhr der Graf auf.

„Ich befand mich in des gnädigen Herrn Diensten."

„Ty Darebáku (Du Nichtsnutz)!" wetterte jener ergrimmt.

Dzschanowitz entgegnete mit großer Seeleruhe: „Ich verschaffte des gnädigen Herrn Grafen guten Freunden, dem Schmadeck und der launer Pollonerl, ein Unterkommen im blauen Thorweg."

Aus dem Gesichte des Grafen schwand der Zorn im Nu vor dem Ausdruck eines Schreckens, der ihm sichtbar alles Blut aus Stirn und Wangen ins Herz zurücktrieb. „Sie sind hier?" fragte er nach einer Weile wie mit schwerer Zunge.

„Wie ich es dem gnädigen Herrn Grafen gemeldet habe."

Eine rathlose Stille kam über den Grafen.

„Der Schmadeck ist nicht um ein Haar anders geworden, verrückt, wie er früher war, und die Pollonerl ist auch dieselbe; es wird ein schönes Stück Geld kosten, sie von hier wegzubringen."

Sternberg stand mit beiden Fäusten auf den Tisch gelehnt in vorgebeugter Stellung, als lausche er auf ein Geräusch. Sein einnehmendes Gesicht hatte diesen ihn bei der Gesellschaft so sehr empfehlenden Reiz verloren, denn dessen Züge waren gespannt, verzerrt; sie trugen den Ausdruck eines seine Seele durchziehenden Entsetzens, das ein Schreck und Angst einflößendes Phantasiebild vor seinen weit geöffneten, planlos vor sich hinstierenden Augen auf ihn auszuströmen schien. Dzschanowitz störte

ihn nicht. Er blickte mit einer unbeschreiblichen Gleichgültigkeit auf seinen Herrn, dessen Lippen sich nach einer Weile fieberisch zu bewegen begannen, als wenn ein Krampf sie ergriffen hätte. Endlich riß er sich aus diesem Zustande von Betäubung auf.

Dzschanowitz", sagte er mit halblauter Stimme, „sie müssen beseitigt werden! Sie werden sonst zu einem lebendigen Fluche für mich. Sie dürfen nicht mehr fort von hier; ich will nicht vor diesen lebenden Creaturen zittern. Geheimnisse solcher Art muß man wie Gift verwahren."

„Das ist richtig, gnädiger Herr Graf", stimmte der Kammerdiener bei mit einem Lächeln, aus dem ebensowohl Verachtung für seinen Herrn, als ein Wohlgefallen an dessen ihm in Aussicht stehender Vertraulichkeit sich deuten ließ. „Ich zweifle aber, daß ein Nichtsnutz wie ich zu solchem Kunststück taugen wird."

„Narr Du! Wenn Du fähig bist, den Werth dieses Ringes als ein vorläufiges Draufgeld für nachfolgende hundert Ducaten gelten zu lassen, so bin ich überzeugt, daß wir etwas ausfindig machen, was zur Beseitigung dieser Beiden dient", antwortete Sternberg, indem er einen kostbaren Steinring von seinem Finger streifte und ihm diesen auf dem Tische hin zuschob.

„Der gnädige Herr Graf haben die rechte Manier,

eine gutmüthige Seele zu fesseln", erwiderte Dzschanowitz lachend, den schönen Ring rasch in seine Tasche versenkend. „Ich stehe ganz zu Befehl."

Franz Pachhalbel saß einige Tage nach dem Weihnachtsfeste mutterseelenallein im wohl durchheizten kurfürstlichen Schreibstübel, einem Muster der Einfachheit, das außer einem Schreibtisch mit einigen Schubfächern an beiden Seiten nur noch ein an der dem Schreibenden im Rücken befindlichen Wand bis zur Decke reichendes Repositorium enthielt, in dessen offenen Fächern verschiedene kleinere oder größere wohl zusammengebundene Packete, Papiere aller Größen, vom pergamentenen Document und Foliobogen an bis zum einfach zusammengebrochenen Briefe, geordnet lagen. Jedem dieser Packete war ein Zettel angehangen, der in wenig Worten den Inhalt andeutete und somit vorkommenden Falls das Suchen nach dem oder jenem fraglichen Abkommen, wie es hier im Original vorlag, bedeutend erleichterte. In der Regel wanderten diese Originalien, natürlich mit Auswahl, wenn sie nicht noch in Kraft bestehende Verträge und dergleichen enthielten, nach dem Tode des jedesmaligen Kurfürsten in das Hauptarchiv, wo sie dann ebenso gut wie im Grabe vor aller Menschen Augen verborgen lagerten, bis vielleicht ein unerwarteter Zufall sie wieder

zur Auferstehung brachte, obwohl dies nur selten sich ereignete oder noch ereignet, da man höhern Orts dergleichen Einblicke nicht liebt und sie zu hindern sucht, wo dies nur immer möglich ist.

Die Geschichte der Staaten und der Fürsten dürfte in den meisten Fällen ganz andern Anschauungen unterworfen sein, wenn diese geheimen Originalien nicht mit so großer Scheu vor der Oeffentlichkeit gehütet würden; es dürfte dann keine Fürstenvergötterung mehr geben, weil der Nimbus des Erhabenen seine Endschaft erreichen müßte und jene ursprünglich individuellen Verirrungen, welche große Fehler, ja sogar Verbrechen nach sich zogen und die Völker elend machten, ihre Veröffentlichung fänden, wie auch im Gegentheil mancher Fürst durch den Inhalt dieser geheim gehaltenen Papiere vor der Welt gerechtfertigt erscheinen würde, die nur deswegen ein falsches Urtheil über ihn fällt, weil ihr die merkwürdig eigenthümlichen Beziehungen, in die er durch Verwandtschaft und Verhältnisse seiner Zeit gegen seine bessere Ueberzeugung gedrängt wurde, unzugänglich zur Kenntnißnahme geblieben sind. Demzufolge und bei dem wichtigen durch die sich immerwährend kreuzenden Parteibestrebungen seiner Zeit besonders reichen Inhalt der in Johann Georg's I. Geheimkanzlei sich befindenden Originalschriften war es natürlich, daß derjenige, welcher

das Amt eines Geheimschreibers bekleidete, auch eine das größte Vertrauen seines Herrn verdienende Persönlichkeit sein mußte, gewöhnlich ein alter erprobter Kanzleibeamter, auf dessen Treue mit Sicherheit zu rechnen war.

Die Erhebung Franz Pachhalbel's zu diesem Vertrauensposten hatte unter den Kanzleileuten schweres Aergerniß erregt, denn dieser junge Mann, der, wie sie nicht mit Unrecht sagten, kaum ins Land gerochen, besaß kein anderes Verdienst, als daß seine schmucke Persönlichkeit, sein chevalereskes Wesen des Kurfürsten Gunst errungen hatten; indeß es war nichts dagegen zu thun, man mußte schweigen. Hinsichtlich dieses wichtigen Postens schien dieselbe Erscheinung am kursächsischen Hofe in Gang gebracht werden zu sollen, welche daselbst schon früher unter der Bezeichnung „Pagenregiment“ bekannt war und für das Land so viel Unheil zu Wege brachte. Der Lieblingspage des Kurfürsten stieg gewöhnlich zu allen Ehren- und einträglichen Aemtern überraschend schnell auf und endete dann seine Carrière mit einem Vezierat oder wenigstens mit einer der höchsten und einflußreichsten Stellungen im Staate.

Franz Pachhalbel hatte ein großes Registerbuch aufgeschlagen vor sich liegen; er notirte darin mit Nummern bezeichnete Briefe, die in einem Packete neben ihm lagen,

nach den Empfangstagen und setzte neben jede dieser Nummern den im betreffenden Briefe befindlichen Inhalt als kurzgefaßtes Protokoll, was später, wenn eins oder das andere dieser Schriftstücke als Beleg gesucht werden sollte, dessen Auffindung ungemein erleichterte, indem die Nummer im Buche die Nummer desselben genau angab. Es war allerdings ein todtes Geschäft, indeß der junge Mann würde auch ein anregenderes mit keinem größern Eifer vollzogen haben, als er jetzt bei dem Protokolliren zeigte. Er schien offenbar an ganz Anderes zu denken, als an seine Arbeit, denn die Feder ruhte müßig in den Fingern seiner Rechten; in die hohle Hand seiner auf den Tisch gestützten Linken hatte er die Stirn gelegt und seine Augen schauten planlos auf den vor ihm aufgeschlagenen Brief.

Sein Denken schien eben nicht erfreulicher Art, denn sein hübsches Gesicht war so düster, als peinige ihn ein geheimer Kummer oder als müsse er über etwas nachsinnen, das er nicht entwirren könne.

Draußen fegte heftiger Schneesturm am Fenster vorüber und letzteres selbst war mit angewehten und schnell anfrierenden Schneeflocken behangen; hier in dem lauschig warmen Gemache war es so still und friedlich, daß sich Jeder darin hätte wohl befinden können, wenn er sonst nicht so arg mit sich selbst im Zwiespalt lag,

wie dies mit dem jugendlichen Geheimschreiber der Fall war.

Zwei Gewalten bekämpften sich wechselseitig in seinem Herzen und überwucherten sich gegenseitig, je nachdem die eine oder die andere an Macht gewann. Die sein Hirn durchflammende Leidenschaft zu der schönen Signora Cornelia war indeß fast immer im Siege; diese Neigung übte einen so großen Zauber auf ihn aus, daß er seine Selbstständigkeit gänzlich verloren hatte und es ihm bereits an dem nöthigen Muth fehlte, auch nur den Gedanken, sich derselben zu entreißen, in sich aufkommen zu lassen. Wenn jemals ein Weib den Triumph feiern konnte, sich zur Herrin eines liebenden Mannes gemacht zu haben, so hatte die Italienerin das vollkommenste Recht dazu. Franz Pachhalbel war zu ihrem Geschöpf herabgesunken; sie hatte es verstanden, ihn in ein so enges Netz zu verwirren, daß es zu den Unmöglichkeiten gehört haben würde, sich den künstlichen Fäden zu entwinden, mit denen sie seine Seele umsponnen hatte.

Die Erinnerung an Evchen, das schlichte, aber herzige Mädchen, das freilich nicht mit siegender Schönheit wie Cornelia, sondern mit der Bescheidenheit eines im Verborgenen blühenden und duftenden Veilchens an ihn herangetreten, war erloschen; er empfand nur Furcht, ihr zu begegnen, und mied daher sorglich jede Gelegenheit,

wo dies geschehen konnte. Und dies wurde ihm leicht, Evchen hatte nur wenig freie Zeit, wo sie das kurfürstliche Schloß verlassen durfte. Er kannte ihre Wege.

Sie führten zum goldenen Löwen und in ihre älterliche Wohnung; außer dieser kurzen Freiheit war sie beständig im Dienste ihrer Herrin. Und selbst zu der Zeit, wo sie in der Dämmerungsstunde die Erlaubniß hatte, ihre Aeltern zu besuchen, und das Schloß verließ, war er nicht genöthigt, ihr zu begegnen, denn es gab ja verschiedene Ausgänge aus demselben, durch die er ins Freie gelangen konnte.

Sie lebte für ihn nicht mehr, außer daß sich dann und wann ein Vorwurf bei ihm regte, der ihn an sie erinnerte. Freilich waren Vorwürfe dieser Art, so selten sie sich auch bei ihm einstellten, zugleich mit einer tiefen Demüthigung für ihn verbunden. Er mußte sich sagen, daß die Stellung, die er jetzt bekleidete, ihm nicht seiner Verdienste wegen zu Theil geworden sei, sondern nur auf Vorstellung der Evchen so wohlwollenden Kurfürstin bei ihrem durchlauchtigen Gemahl. Hatte dieser es doch selbst gegen ihn geäußert! Nicht minder mußte ihn der Gedanke demüthigen, daß von seiten Evchen's keine Klage über seinen Treubruch geführt werde, denn nur die leiseste Aeußerung einer solchen Klage würde von der Kurfürstin aufgegriffen worden sein, um seinen Treubruch in den

Augen seines Herrn in jenes Licht zu stellen, das er verdiente, nämlich den Kurfürsten aufmerksam zu machen, daß derjenige kein Vertrauen verdiene, welcher so abscheulich ein treues Herz verlassen könne. Unter allen Umständen hätte dies bei Johann Georg einen tiefgreifenden Einfluß geübt; sein biederer Charakter würde jede Gemeinschaft mit einem Verräther solcher Art als eine Verunehrung seiner selbst angesehen haben, und da die Stellung eines Geheimschreibers durchaus nicht mit einer solchen Ansicht harmoniren konnte, wäre Entlassung von seinem Posten die unmittelbare Folge für Pachhalbel gewesen. Evchen mußte indeß ein tiefes Schweigen über seinen Treubruch beobachten, weil nichts von alledem erfolgte, was hätte erfolgen müssen, wenn sie gegen ihre Herrin nur die geringste Aeußerung über seine Untreue gethan hätte. Die Kurfürstin war jeder Immoralität todfeind; alle diejenigen am Hofe, welche in diesem Punkte sich vergangen hatten, fürchteten sie, denn sie drang bei ihrem Gemahle stets auf unbedingte Entfernung solcher Sünder aus kurfürstlichem Dienst.

Aus welcher Ursache schwieg Evchen? Verachtete sie ihn als ihrer unwürdig oder war ihr Schweigen ein Ergebniß der Großmuth? Beide Annahmen waren geeignet, ihm demüthigende Vorwürfe zu bereiten. Zuweilen nur griff dieser Gedanke bei ihm ein, wurde aber schnell

von der überwuchernden Macht der Leidenschaft zu Signora Cornelia niedergedrückt. Er hatte unter deren Einflusse allen Halt verloren und nur eine einzige Regung tauchte neben dieser sein besseres Theil so ganz und gar untergrabenden glühenden und sinneberückenden Neigung in seinem Herzen auf. Es war die Angst vor einer möglichen Entdeckung des Preises, um welchen die schöne Signora ihm Hoffnung gemacht hatte, ihre Hand, ihren Besitz zu erringen. Und diese Angst war es, welche ihn jetzt durchschauerte und gleichsam mit ihm zu Gericht ging.

Vergebens rief er Cornelia's zauberisches Bild vor seine Seele, um sich dem erdrückenden Bewußtsein eines von ihm begangenen Verbrechens gewaltsam zu entreißen; die sonst so überwiegende Macht seiner Leidenschaft erlahmte an den Schreckensbildern, die seinen Geist erschütterten. Große Schweißtropfen perlten auf seiner glatten jugendlichen Stirn; er erlag fast einer Aufregung, für die er kein Gegengewicht zu finden wußte; durch seine von Entsetzen umnachtete Seele schlich das wider seinen Willen von ihm über sich selbst gefällte Verdammungsurtheil wie Fieberrieseln.

Aus dieser peinigenden Empfindung wurde er durch dem Schreibstübel rasch näher kommende Schritte zweier Personen aufgerüttelt. Deutlich unterschied er den festen

und schweren Tritt des Kurfürsten, aber wer mit ihm kam, da es überhaupt nur sehr selten geschah, daß der durchlauchtige Herr sich von einem seiner Räthe hierher begleiten ließ, blieb ihm bis zu dessen Eintritt unbekannt. Aus dem leichtern und etwas schlürfenden Schritte seines Begleiters konnte er keine Andeutung auf dessen Person entnehmen und er schreckte deshalb zusammen, weil er jedes spähende Auge zu fürchten hatte. Die große vertrauensvolle Gutmüthigkeit und das zugleich bequeme, ernsten Anstrengungen abholde Wesen des Kurfürsten ließen weniger Angst bei ihm aufkommen.

„Bleib' Er sitzen, Pachhalbel, bleib' Er sitzen", sagte Johann Georg. „Er soll nicht lange in seiner Arbeit gestört werden. Lese Er mir Nummern und Inhaltsverzeichniß der Schreiben vom Feldmarschall von Arnim vor."

„Zu Ew. Durchlaucht Befehl!"

Mit diesen Worten schlug er den vor ihm liegenden Folioband nach den die erwähnten Briefprotokolle und Nummern enthaltenden Blättern auf, das Gesicht sehr tief darüber niederbeugend, als müsse er scharf darauf sehen, um seine eigene Schrift lesen zu können.

„Er ist wohl kurzsichtig?" fragte der mit dem Kurfürsten gekommene Geheimrath von Sebottendorf, den jungen Mann scharf ins Auge fassend.

„Das nicht, Excellenz, habe aber seit einigen Tagen starkes Flimmern vor den Augen, wie aufspringende Funken; muß unvorsichtigerweise in Zug gekommen sein.“

„Das kann wohl sein, wir haben jetzt scharfen Nord“, stimmte jener bei.

„Lasse Er sich keine grauen Haare darum wachsen, Pachhalbel. Melde Er sich bei meiner gnädigsten Gemahlin. Sie hat da eine köstliche Salbe, die ich selbst mit vieler Zufriedenheit gebraucht habe, oder lasse er sich die Sulzberger'schen Tropfen geben, sie sind ein vortrefflich Arcanum.“ Und zum Geheimrath sich wendend, redete er weiter: „Der Sulzberger ist wahrhaftig ein teufelsmäßig gescheidter Kopf und halte ich ihn für eine Zierde meines Hofes.“

„So ist es auch, Durchlaucht, und wäre zu wünschen, daß die jungen Doctores, so erst zu prakticiren anfangen, sich sammt und sonders nach diesem würdigen Muster in ihrem schweren Berufe bilden möchten; es wäre dann Hoffnung vorhanden, daß weniger Leute auf den Kirchhof hinausgedoctert würden.“

Der Geheimschreiber hob das sehr lange Register der Arnim'schen Briefe von allem Anfange, das heißt von jener Zeit an, wo der Generallieutenant aus kaiserlichem oder vielmehr Friedländischem Dienst in den kursächsischen getreten war, zu lesen an.

„Umschlagen, umschlagen!“ unterbrach ihn der Kurfürst; „wollen uns nicht mit der langen Litanei aufhalten. Die Briefe vom vergangenen und jetzigen Monat meine ich.“

Sebottendorf hatte sich so gestellt, daß er Pachhalbel's Gesicht immer im Auge behielt, ihm kein Zug desselben entgehen konnte. Sein scharfer Blick erspähte ein mühsam verhaltenes Fibriren in des jungen Mannes Zügen, eine ängstliche Hast, dem Befehle des Kurfürsten zu entsprechen, und als er zu lesen begann, klang seine Stimme belegt, wie bei Jemand, der sehr viel und sehr heftig gesprochen und dem es einige Mühe kostet, die Anwandlung einer Heiserkeit nicht merken zu lassen.

„Halt Er, Pachhalbel! Genug! Suche er Nummer 90 und die letzte Nummer heraus.“

Pachhalbel stand auf und holte aus dem Repositorium das die Arnim'schen Schreiben enthaltende Packet, das er von der es zusammenhaltenden Schnur befreiend nach den geforderten Briefnummern durchsuchte.

„Ist Er denn krank?“ fragte der Kurfürst in gütigem Tone. „Seine Hände zittern ja.“

„Es liegt mir schwer in den Gliedern, als wäre ein böser Schnupfen im Anzuge.“

„Halte Er sich warm, lege Er sich zeitig zu Bette, nehme Er ein Schwitzmittel ein, das wird den Schnupfen

herausstreiben", rieth Johann Georg an, und dicht an den Tisch herantretend, suchte er selbst in den numerirten Briefen mit.

„Da — Nummer 90. Sebottendorf, nehme Er die einstweilen an sich. Nun also die letzte Nummer 94." Nach vielem vergeblichen Suchen fragte der Kurfürst verdrießlich: „Hat Er denn gestern den Brief, den ich Ihm auf den Tisch herlegte, nicht eingepackt, nachdem Er ihn numerirt hat?"

„Gewiß, gnädigster Herr", antwortete Pachhalbel halblaut.

„Aber er ist nicht zu finden! Was macht Er nur für dummes Zeug? Nehme Er die Gedanken doch zusammen!"

Der sichtbar von Angst erfüllte Geheimschreiber suchte unablässig fort, jede Briefnummer sorgfältig nochmals nachsehend; dann, als wäre ihm ein glücklicher Gedanke gekommen, sagte er: „Es kann nicht anders sein, als daß ich Nummer 94 irrthümlicherweise in ein anderes Packet gelegt habe."

„Das kann Er nur in Gedankenlosigkeit gethan haben", polterte Johann Georg. „Einen gedankenlosen Geheimschreiber kann ich nicht brauchen, merke Er sich das fürs Künftige. Morgen früh will ich die Nummer haben, suche Er sie. Seine Nachlässigkeit ist allein

schuld, daß Ihm die Arbeit zur Last fällt. Ein andermal wird Er wohl vorsichtiger sein und Seine fünf Sinne zusammennehmen."

Dem Geheimrath einen Wink zur Nachfolge gebend, verließ der durchlauchtigste Herr in unwirscher Laune das Gemach.

Mit einem langen Athemzuge, als wenn ihm eine schwere Last von der Brust gefallen wäre, sprach Franz Pachhalbel leise vor sich hin:

„Ah, für diesmal gerettet! Großer Gott, welche Angst war das!"

Erschöpft wie von schnellem, anstrengendem Laufe lehnte er sich an den Tisch. Er bedurfte der Erholung, denn der Schreck bebte in ihm nach gleich dem allmälig verhallenden Tone einer stark angeschlagenen Saite. Es war ein mächtiger Schauer, der ihn bei dem Gedanken an die eben überstandene Gefahr einer Entdeckung seines Verbrechens der Veruntreuung ihm anvertrauter Geheimnisse ergriffen hatte. Nachdem er so weit Fassung errungen, brachte er nach Sortirung der Briefschaften Arnim's nach den Nummern das betreffende Packet wieder an seinen vorigen Platz. Er ergriff die Feder nicht wieder, sondern stellte sich ans Fenster, hinaussehend nach dem Schloßhofe, der bereits mit einer neuen und starken Schneelage bedeckt war.

Der Sturm hatte aufgehört, nachdem er ein graues Schneewolkenheer zusammengejagt hatte, das den ohnehin zeitig einbrechenden Abend noch rascher herbeiführte. Mit Ungeduld wartete Pachhalbel auf die Dämmerung, und als diese endlich niedersank, verließ er das Schreibstübel, dessen Schlüssel er im Hofmarschallamte zur Verwahrung abgab. Ruhiger und dichter Schneefall verfinsterte die Luft; wer nicht mußte, ging nicht aus, die Gassen der Stadt lagen wie ausgestorben, kaum daß ein stärkerer Lichtschein in irgend einer Wohnung durch den massenhaft niederfallenden Schnee wie durch einen dichtgewebten Schleier sichtbar wurde. Damals war von einer Laternenbeleuchtung innerhalb der Gassen noch keine Rede, es gab noch keine polizeilichen Anordnungen dieserhalb; man tappte sich nöthigenfalls durch das Dunkel, wenn man sich nicht des Beistandes einer tragbaren Laterne erfreute; überhaupt war es in den Köpfen wie in den Gassen so ziemlich gleich dunkel, der alte gute Schlendrian erhob in beiden Beziehungen sein bemoostes Haupt sehr stolz, jeder Neuerung den Krieg ankündigend.

Von dem günstigen Dunkel behütet, schritt Franz Pachhalbel rasch nach einem einzeln stehenden Hause am Taschenberge, den heutigen Tages das Prinzenpalais einnimmt, welches durch einen Schwebegang mit den

aus verschiedenen Jahrhunderten stammenden und durch ihre alterthümliche Bauart sich auffallend auszeichnenden Gebäuden des königlichen Schlosses verbunden ist. Unweit von diesem einzelnen sehr alten Hause befand sich die Hofbrauerei und andere zum Hofe gehörende Baulichkeiten, seitwärts aber die Sophien- oder die Hofkirche. Der junge Mann tappte an der Wand des Hauses hin, denn der immer dichter fallende Schnee hinderte ihn aufzublicken; endlich ergriff er eine Schnur, an der er viermal in kurzen Zwischenräumen zog. Nach einer langen Weile erst öffnete sich ein Fenster über seinem Kopfe und eine weibliche Stimme fragte:

„Zur Hochzeit?"

„Weit davon!" antwortete der vom Schnee über und über Eingehüllte.

Das Fenster wurde rasch geschlossen und Pachhalbel schritt die Wand entlang nach einer kleinen ihm bekannten Pforte, hinter der von oben herab leichte Schritte vernehmbar wurden. Bald darauf ward die schmale Eingangsthür von innen aufgeriegelt und Signora Cornelia's Zofe mit einer brennenden Ampel in der Hand im Innern sichtbar.

„Es war ein junges böhmisches Mädchen, das gut deutsch sprach und beim Anblick des zum Schneemann Gewordenen in ein helles Gelächter ausbrach.

„Behüt's Gott, der Herr Pachhalbel bringt uns ja den ganzen tollen Winter ins Haus!" rief das Mädchen lustig.

„Ja, es schneit verzweifelt", antwortete der junge Mann, sich von dem überlästigen Schneeüberzug durch starkes Schütteln befreiend, was nicht sogleich gelang. „Die Signora doch zu Haüse, Peppi?"

„Beim Herrn Vater. Der Herr Sesyna Raschin ist bei dem zu Besuch gekommen und will's schlimme Wetter abwarten, ehe er nach Hause geht."

„Er kommt jetzt oft, wie mir scheint", bemerkte der Vorige, und aus seinem Tone war abzunehmen, daß er keine besondere Freude über diese Nachricht empfand.

„Das ist so, ja, ist mit dem Herrn sehr gut Freund geworden", war die Antwort.

Fast schien es, als hätte der Geheimschreiber noch eine Frage auf den Lippen, indeß er sprach sie nicht aus, sondern warf die schmale Pfortenthür zu und schob die zwei starken eisernen Riegel vor; dann eilte er die Wendeltreppe hinauf, auf der ihm Peppi mit der brennenden Ampel nachfolgte.

Doctor Angelo hatte vor kaum einem Monat erst dieses stark baufällige Haus als einziger Miethsmann bezogen, und man sagte, er stände mit dessen Besitzer, der

ein zweites ihm gehörendes Haus auf der Wilsdruffer Gasse besaß, in Unterhandlung darüber. Es ist althergebrachter Weltlauf, vor allen denjenigen, die das Gerücht als reich bezeichnet, einen gewissen Respect zu äußern, als ob das Geld ihnen eine höhere Ehre verliehe, wie Rechtschaffenheit sie zu gewähren nicht im Stande sei. Man sagt wohl trocken hin: „Er ist ein rechtschaffener, ehrlicher Mann; aber man denkt sich nichts dabei, dies Lob für einen Dritten läßt uns kalt; die Bezeichnung: Er ist ein reicher Mann, wirkt ganz anders, man sieht ihn mit einer Ehrerbietung an, die sich freiwillig unterordnet. Dergleichen blinder Opferung erfreute sich auch Doctor Angelo von seiten der Leute und er verstand es, den Respect, den man vor ihm hegte, in Athem zu erhalten, denn er war nur für wenige Personen zugänglich.

Die Gunst, die er von seiten des Kurfürsten empfing, raubte ihm nichts von seiner Unabhängigkeit; noch Niemand hatte die Bemerkung gemacht, daß er den Wunsch habe, am Hofe irgend eine Stellung zu erwerben, und die Zuneigung der Kurfürstin zu Cornelia, seiner Tochter, vervollständigte die günstige Anschauung, die man von Doctor Angelo's Privatverhältnissen hegte, um so mehr, als die Signora ebenso wenig wie er nach besondern Auszeichnungen und Gnaden von seiten

ihrer durchlauchtigen Gönnerin sich lüstern zeigte, also Niemand zu der Befürchtung Anlaß gab, sie bestrebe sich, die Gewogenheit der Kurfürstin nach irgend einer Seite hin und zum Nachtheile Anderer auszubeuten.

Doctor Angelo galt als ein ausgezeichneter Gelehrter, der nicht des Broderwerbs wegen, sondern aus Neigung sich dem Studium seines Berufs hingab; sein Umgang mit Männern der ärztlichen und chemischen Wissenschaft bestärkte diesen Glauben, und Doctor Sulzberger hatte laut geäußert, Angelo sei ein Mann von großem Wissen und es wäre zu wünschen, daß er für die kurfürstliche Residenz erhalten bliebe und nicht etwa durch irgend eine Ungebühr und Zudringlichkeit vertrieben werde, womit er die Proselytenmacherei meinte, die damals bei den Lutheranern ebenso wie bei den Katholischen im Schwange war, welches Urtheil im Munde des beim Kurfürsten wie bei dessen Gemahlin in hohem Ansehen stehenden Leibarztes insofern von wesentlichem Einfluß war, als der italienische Arzt und seine Tochter vor derlei frommen Versuchen bewahrt blieben.

Der Taschenberg, auf den Doctor Angelo aus der Herberge zum goldenen Löwen übergesiedelt war, gehörte durchaus nicht zu den belebten Plätzen der Stadt, obwohl er dicht am kurfürstlichen Schlosse sich befand;

es gab daselbst, wie schon erwähnt, nur wenige einzelnstehende Häuser mit kleinen Gärten. Wenn der Abend kam, herrschte in dieser Gegend eine wahre Todtenstille, aber eben diese Wahl des Wohnorts trug in den Augen Anderer ungemein bei, darin die besondere Absicht Doctor Angelo's zu erblicken, so wenig als möglich störendem Geräusch ausgesetzt zu sein, und so entging der italienische Arzt jeder zudringlichen Neugier, sein Geheimniß war gesichert.

Franz Pachhalbel war von Peppi in Cornelia's Zimmer geführt worden. Das Mädchen hatte ihn allein gelassen, um ihrer schönen jungen Herrin einen Wink wegen seines Hierseins zu geben. Eine sparsam brennende Hängelampe überleuchtete den nicht allzu großen Raum mit mattem Lichte, sodaß ein träumerisches Halbdunkel denselben erfüllte; der angenehme Duft eines feinen Räucherpulvers durchwürzte die Luft des wohl durchwärmten Gemachs und die Stille, die ihn umgab, versenkte den jungen Mann in ein Nachsinnen, das ihn für eine Weile der Gegenwart entrückte, deren jüngste Vergangenheit ihn so sehr beängstigt hatte und welche jetzt ihre seine Seele niederdrückende Uebermacht allmälig verlor.

Ein scharf mit dieser Angst contrastirendes Wohlgefühl durchzog sein Inneres; der Wahn, sich von der

schönen Cornelia geliebt zu wissen, umklammerte wie mit Polypenarmen sein Denken und war zu süß, um sich ihm auch nur auf die kurze Dauer einer Minute zu entreißen.

War das nicht ein großer Beweis ihrer Liebe zu ihm, daß er ihr Zimmer betreten, daß er sie hier insgeheim sehen und sprechen durfte? Hier war sie nicht die stolze Schöne, deren ernster Blick jeden Versuch, ohne ihre Genehmigung an sie heranzutreten, zurückscheuchte; bei diesen geheimen Zusammenkünften gab sie sich in all der verlockenden Liebenswürdigkeit, die ihres Sieges über Männerherzen gewiß ist. Es konnte nicht zu den Wundern zählen, daß Franz Pachhalbel von solchem Liebreiz, von solchem Ausdruck einer für ihn warm empfundenen Zuneigung geblendet wurde, daß die Leidenschaft zu ihr auch auf Selbstüberschätzung sich stützte, denn eben der Umstand, daß sie, der so viele vornehme Männer huldigten, ihn allen vorzog, mußte ihn stolz machen, und der Stolz ist die Quelle des Wahnsinns, indem jede Leidenschaft, welchen Namen sie auch habe und wie widernatürlich sie auch sein möge, die Geburt übermäßig aufgewucherten Stolzes ist.

Doctor Angelo hatte ihm eine glänzende Aussicht eröffnet, deren Verlockung unter andern Umständen an seiner Ehrlichkeit gescheitert wäre, wenn Cornelia nicht

einen Zauber über ihn ausgeübt hätte, der die Stimme seines Gewissens betäubte. Ein einziger Augenblick hatte über ihn entschieden.

Eines Abends, als Doctor Angelo noch in der Herberge zum goldenen Löwen wohnte, war Franz Pachhalbel, der neue kurfürstliche Geheimschreiber, zu Besuch bei ihm gekommen, er fand ihn jedoch nicht anwesend; er werde aber bald nach Hause kommen, sagte ihm der Diener, er möge nur einstweilen eintreten, Signora Cornelia sei gegenwärtig. Es blieb ihm keine Zeit, einen Entschluß zu fassen, ob er dieser Weisung folgen oder ein Wiederkommen, wenn der Herr Doctor da sein werde, vorziehen solle, denn die Thür öffnete sich von innen, Cornelia erschien. Sie hätte geglaubt, der Vater sei es, sagte sie, und es war nur der Höflichkeit gemäß, daß sie den jungen Mann einlud, einzutreten und zu warten, bis der Vater käme. Mit Mühe kämpfte Pachhalbel das ihr gegenüber ihn befangende schüchterne Wesen nieder — sie war so schön in der einfachen schwarzen Tracht! Cornelia zeigte sich anfangs gesprächig, dann verfiel sie in ein Schweigen, bei welchem der Ausdruck von Trauer sich ihrer Züge bemeisterte. Das reizte ihn, er fragte sie um die Ursache.

„Was würde Ihnen es nützen, diese zu wissen?" entgegnete sie, und in dem Tone, mit dem sie diese ab-

wehrenden Worte sprach, klang es wie Schmerz hindurch und wirkte ergreifend auf ihn. Er gewann Muth und versicherte ihr, daß Niemand in der Welt inniger als er den Wunsch hegen könnte, sie glücklich zu sehen.

„Ist das wahr?“ fragte sie und eine stille Freude überleuchtete ihr schönes Antlitz.

Der junge Mann erglühte unter der Gewalt des Blickes, den sie auf ihm ruhen ließ. Er schwor ihr begeistert zu, daß, seitdem er sie gesehen, sie sein einziger Gedanke sei, der sich selbst in seine Träume verpflanze und in diesen ihr Bild ihm vorführe in solcher Herrlichkeit, daß er beim Erwachen nur den Schmerz empfinde, solche Seligkeit als eine Täuschung seiner Seele betrachten zu müssen.

Cornelia schaute nachdenkend vor sich hin. Er wußte nicht, wie er das deuten solle.

„Habe ich Sie beleidigt, schöne Signora, so verzeihen Sie mir; der Mund strömt von dem über, wovon das Herz voll ist!“ rief er, vor ihr aufs Knie sinkend und ihre Hand ergreifend.

„Stehen Sie auf, ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Wo gäbe es auf der weiten Erde ein Weib, das den für einen Verbrecher ansehen könnte, der es wahrhaft liebt? Es gibt keins und darum habe ich Ihnen auch nichts zu verzeihen.“

„Sie machen mich glücklich, Signora, durch dieses Wort der Huld!“ Der junge Mann bedeckte ihre von der seinen gehaltene Hand mit Küssen.

„Ja, gewiß, Sie sind glücklich“, sprach Cornelia. „Sie dürfen Ihrem Gefühle Worte leihen, ich muß schweigen — das ist das Loos meines Geschlechts, es ist das Loos der Unfreiheit. Ach, wie viele edle Frauenherzen seufzen unter diesem Drucke! Wie viele Rücksichten hat ein weibliches Wesen zu beobachten, ehe es verwelkt und seine unerfüllte oder auch unerwiderte Liebe mit ins Grab nehmen darf!“

„Eine solche traurige Zukunft kann Ihnen doch nicht bevorstehen!“ rief Pachhalbel.

„Sprechen wir nicht davon“, sagte sie. „Ich mache keine Ausnahme von dem allgemeinen Loose meines Geschlechts; es ist ein schmerzliches Kapitel, das zu erklären nichts Angenehmes für mich hat.“

Fast schien es, als wolle sie ernstlich bei dieser Weigerung verharren; sie senkte das stolze schöne Haupt auf den Busen nieder, der sichtbar wie von schweren Athemzügen sich hob.

„Erweisen Sie mir die Gunst Ihres Vertrauens, Cornelia!“ beschwor Pachhalbel sie dringend.

„Wie? Sie wollen mein Vertrauen? Spotten Sie meiner?“

„Verwerfe mich der Himmel, wenn solcher schnöde Gedanke meine Seele beflecken könnte! Wie konnte Ihnen diese abscheuliche, mein ehrliches Herz als Lügner brandmarkende Vermuthung kommen?"

Sie schwieg.

„Ich lasse Sie nicht, Signora! Zu der Frage habe ich ein Recht. Sie würden gewiß Niemand ungehört verdammen, und nur mich sollte ein harter Spruch aus Ihrem Munde treffen? Bei Gott, Sie sind mir Erklärung schuldig; ich kann Ihnen diese nicht erlassen, um meiner selbst willen nicht."

Ein unaussprechlich süßes Lächeln umspielte den schönen Mund der Italienerin. Halb die Augen geschlossen, wie in holder Scham, fragte sie leise:

„Sie wollen noch Worte, wo Ihnen ein Blick schon genug sein mußte, um Ihnen zu sagen, daß in unsern beiden Herzen ein zusammenstimmendes Gefühl —"

„Cornelia!" unterbrach sie Pachhalbel stürmisch.

„Pst! Nicht so laut! Verrathen Sie unser Geheimniß nicht."

Pachhalbel befand sich in einer so gewaltigen Aufregung, daß er am ganzen Körper bebte. Die bald darauf erfolgende Nachhausekunft Doctor Angelo's zwang ihn zur Beherrschung; er durfte nicht zum Verräther seines Geheimnisses werden. Doctor Angelo schien nichts

an ihm zu bemerken, ihn interessirte nur ein Brief, den er von Wien empfangen hatte und in welchem, wie er erzählte, der am dortigen Hofe hochgestellte, ihm befreundete Cavalier schrieb, daß man jetzt an der Verrätherei Herzog Friedland's fast nicht mehr zweifle und nichts sehnlicher wünsche, als auf irgend eine Art und Weise Kenntniß von der Correspondenz zwischen dem Feldmarschall Arnim, dem Herzog von Sachsen-Lauenburg und dem Kurfürsten von Sachsen zu nehmen, um zu der Gewißheit zu gelangen, ob man sich in einer Täuschung befinde oder nicht. Derjenige, welcher diese Gewißheit dem Kaiser, der vor jedem ungerechten Urtheil zurückschrecke, verschaffen könne, dürfte auf hohe Gnaden mit Zuversicht rechnen.

Die folgenden Tage waren schwere Kampftage für den jungen Mann. Cornelia hatte ihm zugeflüstert, daß nur ein solcher schuldloser Verrath der ihm anvertrauten Geheimnisse das Mittel sei, ihre Hand zu erringen; nie werde der Vater gestatten, daß sie die Gattin eines kurfürstlichen Geheimschreibers werde, wohl aber würde derselbe in eine Verbindung zwischen ihnen willigen, wenn sein künftiger Eidam im Besitz einer höhern Stellung am kaiserlichen Hofe und besonders vom Kaiser begnadigt sei.

Die Leidenschaft des jungen Geheimschreibers überwog endlich alle Stimmen und Mahnungen der Ehrlich-

keit in seinem Innern; er leistete das Versprechen, an Doctor Angelo die eingehenden Schreiben des sächsischen Feldmarschalls und des in gleichen Diensten stehenden lauenburger Herzogs zur Copirung zu bringen, und als Lohn dafür verstattete ihm Cornelia die Gunst, sie insgeheim zur Abendzeit besuchen zu dürfen. Nur ihm war die im Dunkel des Abends durch ein Loch in einem der Fensterrahmen in ihrem Zimmer herabgelassene Schnur bekannt, die, von ihm gezogen, einen kleinen Hammer auf dem Fensterbrete in klappernde Bewegung setzte und das Zeichen gab, daß er Einlaß begehre.

Hatte auch die heute Nachmittag ihn treffende Angst ihm Reue ins Herz gejagt, daß er sich einer Veruntreuung solcher Art schuldig gemacht, die bei geschehender Entdeckung schwere Ahndung über ihn bringen mußte, so war doch diese Angst darum von keinem so großen, nachhaltigen Eindruck bei ihm gewesen, weil ihm die Möglichkeit gelassen worden, die Entdeckung zu verhüten.

Leise öffnete sich die Thür, Cornelia trat ein. Das Rauschen ihres seidenen Gewandes klang ihm wie Sphärenmusik; er sprang von seinem Sitze auf, sie zu begrüßen.

Ha, wie schön war sie! Die prächtige, majestätische Gestalt stand vor ihm mit lächelndem Antlitz. Das Halbdüster, das die absichtlich verkleinerte Flamme der Lampe

in dem Zimmer verbreitete, ließ sie wie von einem geheimnißvollen magischen Lichte umflossen erscheinen.

„Cornelia!" rief er, von ihrem Anblick überwältigt, „jetzt in Deinem Anschauen begreife ich die Mythe von dem Abfall der Engel. Sie wurden stolz im Bewußtsein ihrer eigenen wundersamen Herrlichkeit; ich bin es geworden im Bewußtsein, daß Du, die Schönste Deines Geschlechts, mich liebst. Ich fühle es, es ist kein Opfer, kein Verdienst, um Deines Besitzes willen den Himmel zu vergessen, von ihm abzufallen!"

„Schwärmer!" lächelte sie und berührte leise wie strafend seine Wange mit der Hand, die er mit Hast ergriff und an seine Lippen zog.

Sie sprachen mit einander über die Ursache, die ihn heute Abend zu ihr führte. Cornelia verließ auf wenige Minuten das Zimmer, um das ihr gestern Abend von ihm übergebene letzteingegangene Schreiben vom Feldmarschall Arnim aus des Vaters Studirstube zu holen. Ueber ihre Züge schien sich ein Schatten von Kummer zu breiten, als sie damit zurückkam. Dieser Ausdruck eines Schmerzes, dem sie keine Worte lieh, konnte ihm nicht entgehen; er fragte sie um dessen Grund. Sie sagte ihm, daß das Bewußtsein, zwischen ihm und ihr eine Kluft sich bilden zu sehen, sie traurig mache. Indem seine eigene Sicherheit ihm gebiete, die Mittheilung

der an den Kurfürsten eingehenden Schriftstücke an sie von jetzt an einzustellen, sähe sie auch keine Möglichkeit mehr, daß er sich jemals eine andere Stellung erwerben könne. Zudem bedrohe sie selbst eine Aussicht, der sie sich nicht werde entziehen können. Graf Sternberg habe, wie es ihr scheine, bei ihrem Vater eine Beachtung gefunden, welche bei ihr die Befürchtung errege, daß der böhmische Edelherr Absichten auf ihre Hand hege.

„Und ich hasse ihn, ich hasse ihn wie die Sünde!" rief sie mit zornblitzenden Augen.

„Mein Himmel, wäre es möglich, daß Dein Vater sein Kleinod dem ehrgeizigen Wunsche, Dich eine Gräfin werden zu sehen, aufopfern könnte?" fragte Pachhalbel.

„Ich zweifle nicht", antwortete Cornelia schwermüthig. „Schweigen wir davon! Es ist traurig, an eine Zukunft zu denken, die uns keinen Stern der Hoffnung mehr bietet." Mit diesen Worten verhüllte sie die Augen und sank auf einen Sitz nieder.

Franz Pachhalbel war tief erschüttert; er stand rathlos vor ihr. Seine Armuth gestattete ihm nicht, ihr die Möglichkeit einer Aussicht zu zeigen, welche ihr an seiner Seite ein sorgenfreies, den glänzenden Verhältnissen, in denen sie aufgewachsen, angemessenes Dasein erwarten ließ. Trat er heute aus seiner Stellung als Geheimschreiber, so war er, der gänzlich Mittellose, genöthigt,

ein anderes ihn ernährendes Unterkommen zu suchen, und mußte mit dem ersten besten vorlieb nehmen, das sich ihm darbot, gleichviel, welcher Art es sei. Diese Erkenntniß wirkte wie ein eisiger Wassersturz durchschauernd auf ihn und lähmte fast seinen Gedankengang. Er fühlte sich wie ein von allen Himmeln Losgerissener, sein Muth brach unter der Last seiner Hülflosigkeit.

Plötzlich und zu seiner Ueberraschung erhob sich Cornelia.

„Ein Gedanke ist mir jetzt gekommen", sagte sie; er ist leicht zu verwirklichen, wenn Du Muth hast, wenn Deine Liebe zu mir ein kleines Opfer, eine unbedeutende Mühe für mich nicht scheut."

„Und daran kannst Du zweifeln, Cornelia!" entgegnete er vorwurfsvoll.

„Nein, nein, ich zweifle nicht an Dir; vergib, die Angst, das Unglück macht ungerecht. Du liebst mich, ich weiß es; Dir ist kein Opfer, keine Mühe für mich zu schwer", antwortete die Italienerin und warf sich wie vom Uebermaß ihrer Empfindung gedrängt an seine Brust.

„Sprich, Cornelia, sprich!" rief er unter ihrer leidenschaftlichen Umarmung in Glut aufwallend; „ich schwöre Dir, was in meinen Kräften steht, soll geschehen, um Dich mir zu erringen."

Sie überzeugte ihn, daß eben nur die fortgesetzte geheime Mittheilung des Inhalts der Briefschaften ihn zu dem Ziele führen könne, der kaiserlichen Gnade sich versichert zu halten und eine Stellung zu erwerben, die ihm die Verbindung mit ihr möglich mache. Sei es gefährlich, die Briefschaften auf die Dauer von vierundzwanzig Stunden zu entfremden, um sie von ihrem Vater copiren zu lassen, so schwinde dagegen alle Gefahr, wenn er sie selber copire, er könne dann ohne Befürchtung jeder unerwarteten Nachfrage seines durchlauchtigen Herrn entgegensehen.

„Ich will's, ich will's!" rief der junge Mann. „Warum sollte ich darauf nicht eingehen? Wäre ich Deiner dann werth!"

„Und ich verspreche Dir, den Vater zu drängen, daß er seinen hochgestellten Freund auffordert, an Dich selbst zu schreiben und Dir den Lohn zu nennen, der Dir in Aussicht gestellt wird für Deinen Beistand, den Du der kaiserlichen Sache gegen einen übermüthigen Verräther leistest", verpflichtete sich Cornelia.

Es bedurfte für Franz Pachhalbel keines weitern Ansporns zu dem Vorsatze, den von ihr entworfenen Plan, der ihn noch obendrein von jeder Gefahr der Entdeckung seiner Untreue befreite, in Ausführung zu bringen; ein Blick auf Cornelia, die, wie es schien, ganz glück-

lich sich fühlte, einen solchen Ausweg entdeckt zu haben, welcher ihre und seine Wünsche kröne, war hinreichend, ihn zu berauschen. Im Taumel dieses Glücks verließ er sie, das entfremdete Schriftstück in seiner Tasche verbergend.

Der starke Schneefall hatte aufgehört; nur ein dichter stinkender Nebel lagerte sich so verfinsternd auf alle sichtbaren Gegenstände, daß es für einen der Umgebung Unkundigen vollkommen unmöglich gewesen sein würde, den Weg nach dem Schlosse zu finden, denn auch nicht die Spur eines der kolossalen Umrisse dieses Gebäudes war sichtbar. Mit Mühe gewann, der ihm bekannten Richtung folgend, der Geheimschreiber das auf den Taschenberg mündende Pförtchen. Kaum hatte er die unterste Stufe der gewundenen Treppe betreten, als hinter ihm starkes Geräusch sich vernehmen ließ und eine tiefe Baßstimme „Licht!" rief.

Auf diesen Ruf fiel sofort ein Lichtschein von den obern Stufen herab, und als Pachhalbel, durch das gleichzeitige Knarren des schnell am Pforteneingange vorgeschobenen eisernen Riegels erschreckt, zurückblickte, sah er in dem ungewissen, nur sehr spärlich von dem oben herabfallenden Lichtschein erhellten Düster die athletischen Gestalten zweier kurfürstlichen Trabanten, mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, stehen, die den Ausgang aus derselben unmöglich machten.

Zugleich machten sich von oben her starke Schritte vernehmbar; hinter der Windung hervor kamen hintereinander drei Personen herab. Ein Trabanten-Rottmeister, eine weit aufgeklappte brennende Blendlaterne in der Hand, war der erste der drei Männer; im zweiten erkannte der zum Tod erschrockene junge Mann den Registrator Voigt, Evchen's Vater, und der dritte war ein Diener aus dem Marschallamte.

„Ist er's?" fragte der Rottmeister, mit der Laterne des Geheimschreibers Gesicht beleuchtend.

„Ja", antwortete der Registrator.

„Gut. Er ist verhaftet. Keinen Versuch, uns zu entwischen, junger Mensch, merk' Er sich das! Anschließen — vorwärts marsch!"

Den beiden Trabanten vor der Thür galt das Commando „Anschließen!", und ohne ein Wort weiter mit ihm zu wechseln, drängten sie Pachhalbel ziemlich fühlbar die gewundene Treppe hinauf. Oben angelangt rang der letztere seinem großen Schreck die Frage ab:

„Auf wessen Befehl verhaftet man mich?"

„Das wird Er schon verspüren. Ohne Federlesen, vorwärts marsch!"

Durch die dunklen Gänge setzte sich der schweigende kleine Zug der sechs Personen in weitere Bewegung, bis derselbe abermals eine gewundene Treppe hinaufgestiegen

war und der Marschallamtsdiener eine stark mit Eisen beschlagene Thüre öffnete. Es war das Schloßgefängniß, eine ziemlich enge Zelle mit einer hölzernen Pritsche zur Lagerstatt.

„Aussuchen!" befahl der Registrator.

Der Rottmeister versah diesen Dienst und bald hielt der Registrator das in der Tasche Pachhalbel's gefundene entfremdete Document in der Hand.

Pachhalbel, der in seiner großen Bestürzung mit keiner Silbe an dies verhängnißvolle Papier gedacht hatte, erblaßte, als er es in des Registrators Hand erblickte. Jetzt kannte er den Grund seiner Verhaftung. Mit dem zwischen den Lippen hervorgepreßten Rufe: „Ich bin verloren!" sank er in die Kniee, seine Augen mit den Händen bedeckend.

Ohne auf diesen Ausdruck des gewaltigen Zusammenbruchs seiner moralischen Kraft die mindeste Rücksicht zu nehmen, verließen ihn seine Häscher; die Thür fiel zu und der Marschallamtsdiener drehte zweimal den Schlüssel herum.

Der Geheimrath von Sebottendorf ging mit langen Schritten in seiner Amtsstube im Schlosse auf und nieder; sein öfters nach der Thür gerichteter Blick und jeweiliges Stehenbleiben in vorgebeugter Körperhaltung, als wolle

er etwas erlauschen, deutete an, daß er Jemand erwarte. Endlich ließen sich Schritte hören.

Er öffnete selbst die Thür.

„Nun, Registrator?"

„Alles nach Ew. Excellenz Befehl geschehen", antwortete der Eintretende und überreichte dem Geheimrath das der Tasche des verhafteten Geheimschreibers entnommene Papier.

„Also wirklich? Ich werde es sogleich Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht melden. Welche Ueberraschung für den gnädigsten Herrn! Es bleibt bei dem, was ich ihm schon gesagt, wir kennen die nicht, mit welchen der junge Verbrecher in Verbindung steht — hört Er wohl? Es findet sich schon die Gelegenheit, sie zu fassen. Schärfe Er den Leuten nochmals das tiefste Schweigen hinsichtlich Pachhalbel's ein. Dem durchlauchtigen Herrn werde ich Ihn zum Geheimschreiber empfehlen."

Der mit dieser Beförderung Ueberraschte bog sich in seiner überschwänglichen Dankbarkeit fast wie eine Weidenruthe und stammelte:

„Ew. Excellenz hohe Gnade macht mich sehr glücklich!"

Ende des zweiten Bandes.

Zur gefälligen Kenntnißnahme

der

geehrten Abnehmer des „Album. Bibliothek deutscher Original-Romane."

Bei der fortgesetzten erfreulichen Theilnahme, deren sich das vorgenannte Unternehmen seitens des geehrten Publicums zu erfreuen hat, ist es von der unterzeichneten Verlagshandlung bei ihrem Bestreben, die geehrten Abnehmer des Werkes in jeder Weise zufrieden zu stellen, mit Bedauern empfunden worden, daß durch ein Versehen des früheren Verlegers sich bei dem, den diesjährigen Jahrgang beginnenden Roman **„Joppe und Crinoline von Adolf Zeising"** ein Mißstand eingeschlichen hat, indem dieser Roman bei seinem nicht geringen Umfang nur in einem Bande fortlaufend gedruckt worden ist. Wie derselbe nun jetzt vorliegt, macht sich dessen Eintheilung in drei Bände erforderlich, und ersuchen wir Sie dieselbe wie folgt:

1. Band: Seite 1 bis 150 inclusive
2. Band: Seite 151 bis 296 „
3. Band: Seite 297 bis Schluß

gefälligst vorzunehmen, wozu Sie die erforderlichen Titelblätter gleichzeitig empfangen.

Von Ihrer freundlichen Hülfe unterstützt, wird dieser äußere Uebelstand also auf diese Weise gehoben werden, und erlauben wir uns wegen dieses Vorkommens um Ihre gütige Nachsicht und geneigte Entschuldigung zu bitten, indem wir Ihnen gleichzeitig die Versicherung geben, daß sich etwas Derartiges unter der gegenwärtigen Leitung des Unternehmens gewiß nicht wiederholen wird.

Um Ihnen aber auch noch thatsächlich zu beweisen, wie sehr wir bemüht sind, unserem Unternehmen nicht nur durch den vorzüglichsten Inhalt des von uns Gebotenen die Gunst seiner geehrten Abnehmer zu erhalten, sondern auch möglichst viel dem Umfange nach zu liefern, haben wir uns entschlossen, das bedeutende Opfer nicht zu scheuen, und Ihnen zur Entschädigung für die durch Eingangs erwähnten Umstand etwas schwach ausgefallenen drei ersten Bände des diesjährigen Jahrgangs

einen Band mehr

zu liefern, so daß Sie also statt 24

25 Bände Romane

erhalten werden.

Das Erscheinen derselben wird rasch hintereinander erfolgen und nennen wir Ihnen außer den in dem bereits erlassenen Programm genannten Autoren noch folgende: **Ernst Willkomm, Baron Karl von Kessel,** von welchem höchst interessante Beiträge noch in diesem Jahrgang Aufnahme finden werden.

Leipzig und **Wien** im April 1865.

Die Verlagshandlung

Ernst Julius Günther.